



1876.

**Neue Monatshefte**  
für  
**Pichtkunst und Kritik.**

Herausgegeben

von

**Oscar Blumenthal.**

IV. Band. Heft 3.

Leipzig,

Ernst Julius G $\ddot{u}$ nther.

1876.

## Inhalt.

	Seite
König Werbul. Novelle von Hugo Klein . . . . .	185
Durch die Blume. Lustspiel von Ernest Legouvé, deutsch von Gottlieb Ritter . . . . .	200
Der Wittwer. Humoreske von Otto Giradt . . . . .	213
Gegenüber. Gedicht von Wila Luni . . . . .	230
Dramatische Wildlinge. Von Dr. R. Throst . . . . .	232
Ein Standbild für J. L. Klein. Von Eduard Engel . . . . .	237
Eichendorff als Literarhistoriker. Von Heinrich Reiter . . . . .	247
Erinnerungen an Lederer. Von Hieronymus Form . . . . .	251
Shakespeare in Paris. Von Gottlieb Ritter . . . . .	255
Kritische Rundblicke . . . . .	265
Gedichte von Agnes Kayser-Cangenhans. Von Oscar Blumenthal.	
Miscellen.	

Die „Neuen Monatshefte“ erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats im Umfang von mindestens 6 Bogen 8<sup>er</sup> eleg. geh.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

**Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.**

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

## König Werbul.

Novelle

von Hugo Klein.

Es mochte wohl fünf Uhr Morgens sein. In leuchtender Majestät stieg die Sonne im Osten empor. Sie färbte mit ihren glänzenden Strahlen das vertrocknete röthliche Gras der Heide gelb und hüllte die weißen, zerrissenen Wöllchen in goldigen Schein; der Aether wogte wie ein Flammenmeer und leuchtete wie in purpurne, blutige Tinten getaucht. Der Morgenwind strich über die Puzten und durch das Laub der alten Bäume hinter dem Kastell von Kerekto, daß es leise rauschte, wie zum Morgengruße; und ein frohes Willkommen! riefen auch helle Vogelstimmen dem wiederkehrenden Tagesgestirne zu, selbst die steife Blume der Sonnenwende nickte still und verständnißvoll zu den alten Bekannten hinüber.

Zur linken Seite von Kerekto zog sich die weite, unbebaute Heide hin, die Puzta, öde und kahl; nur in der Ferne hoben sich einige verkrüppelte Bäume als dunkle Silhouetten von dem glänzend beleuchteten Horizonte ab, sonst war keinerlei Baum oder Strauch auf der weiten, sandigen Ebene zu entdecken; nur vertrocknete Blümchen fanden sich da, und Disteln und Dornen, bedeckt vom schweren Staub der Heide, zogen sich längst der Landstraße dahin. Wie eine Wüste liegt es da, das weite Heideland, und eine Wüste ist es, wenn die Sonne Mittags mit ihren versengenden Strahlen den Boden durchglüht, wenn der Wirbelwind seine Sandhosen weht und die Fata morgana dem müden Auge ihre blendenden Bilder zeigt.

Zur rechten Seite des Kastells von Kerekto zogen sich die Acker des Gutes hin, fetter schwarzer Boden, voll reicher Frucht. Den strotzenden Getreidefeldern schloß sich der grüne Klee, schlossen sich Maiswälder an mit den federartig nickenden Goldkronen ihrer Stauden, in deren Schatten die saftige Melone, auf weicher Erde gebettet, reifte. Zwischen den Feldern schlief sich eine Wasserleitung hin, welche die nahe Theiß speiste, damit sie ihr erquickendes Raß dem glühenden Boden, der halbvertrockneten Pflanze mittheile. Die Leitung war erst jüngst durch den neuen Gutsherrn gebaut worden.

Das Kastell von Kerekto war ein altes, burgartiges Gebäude mit grauen Mauern und hohen Thüren und Fenstern; ein alter unfreundlicher Bau, verstaubt, grauschimmernd, wie von Spinnennetzen umzogen. Grüne Jalousien und rofige Hyazinthenstöcke lachten indessen von den Fenstern herüber, wie von Jugendgluth sprühende Augen aus einem alten, mit Runzeln bedeckten Antlitz; wie ein frohes

Lächeln auf weissen Lippen; wie das Sträußchen im Knopfloch des alt gewordenen Bonvivants.

Es war eine halbe Ruine, das alte Schloß mit seinen weiten Hallen, seinen langen dunklen Gängen, die der Erbauer angelegt zu haben schien, damit einst gespenstischen Burgfräuleins der Promenadengang nicht fehle. Verstaubte Familiengemälde der Barone von Kerekto und Páthfalu, deren Eigenthum das Gut Jahrhundertlang gewesen, hingen an den schmutziggrauen Wänden des großen Korridors und warteten, daß sie der noch lebende, letzte Sprößling des alten Geschlechts von hier fortzuschaffen und in irgend einer geräumigen Kumpfkammer unterbringen lasse. Er hatte das Besizthum seiner Ahnen ohne viel Ueberwindung verkauft und deren lebensgetreue Portraits, die er bewahren zu wollen die Absicht äuherte, — wie es schien, abzuholen vergessen. Die halbe ungarische Aristokratie hat ihre Güter verschleudert, verspielt und vertrunken; der Baron von Kerekto hat auch so gethan; was sollten ihm noch die alten Ahnenbilder? Die todtten Blicke der alten Helden schienen ihm einen Vorwurf zuzurufen . . . Er wollte es vergessen, das Feldengefindel . . .

Der gegenwärtige Besizer des Gutes, ein alter Studiengenosse von mir, hatte die alten Gemälde an ihrem Plage gelassen. Er änderte überhaupt nichts an der inneren Einrichtung des Schloßes; nichts an dem wurmstichigen Holzgetäfel und den mottenzerfressenen Teppichen, nichts an den verblaßten Vorhängen, an den schweren Tischen und Armstühlen und Schränken. Man war in eine andere Welt, in eine Welt längstentschwundener Zeiten versetzt, wenn man in die hohen Gemächer trat, in welche das Tageslicht nur spärlich durch die verstaubten Vorhänge fiel, mit seinem Dämmerlichte geisterhaft die verrosteten Waffen und zerbrochenen Panzer beleuchtend, die in beschaulicher Einsamkeit an dem Nagel hingen: die Wolfsfelle, die als Teppiche dienten, die Hirschgeweihe und Adlerschwinge, Trophäen glücklicher Jagden glücklicherer Zeiten. Man erwartete in diesem Raume, daß sich die schwere Thüre krächzend in ihren Angeln drehe und ein grauer Ritter mit schweren Schritten in den Saal trete, um den frechen Eindringling, der dies Heiligthum entweicht, mit der Knochenhand zu zerschmettern . . . Es wehte Moderduft durch diese Hallen.

Nur einige wenige Zimmer ließ mein Freund restauriren, darunter ein kleines Gemach, das nun seinem Frauchen als Boudoir diente und mit allem Comfort ausgestattet war, den unser raffinirtes Jahrhundert eronnen, um schönen Frauen einen glänzenden Rahmen zu bieten. Und aus diesen Fenstern winkten auch die grünen Jalousien und duftigen Blumenstücke einen freundlichen Gruß dem Wanderer zu, der bekommen zu dem grauen Gemäuer auf dem platten Erdhügel ausblickte.

Um das Schloß rauschten Jahrhunderte alte Buchen, in welchem ein Heer von Raben nistete, das vom frühen Morgen bis zum späten Abend kreischend das alte Haus umflog. Das seltsame Konzert war wenig geeignet, den düstern Eindruck des Kastells von Kerekto zu mildern. Die Buchen strebten in einer schattigen Allee den Hügel hinab und führten weit weg zu einem kleinen Wäldchen niederer Bäume, das nur da zu sein schien, um den Bauernjungen eine bequeme Stätte für ihre Purzelbaum-Exercitien zu bieten. Hinter dem Kastell lag ein alter, romantischer Park. Seit undenklichen Zeiten hatte hier die pflegende Hand eines Gärtners nicht gewaltet; die Spur der einst rein und nett gezogenen Pfade war fast verwischt, sie waren bedeckt mit dem Gras der Haide; die einst so herrlichen Blumenbeete boten jedem möglichen Unkraute Raum; nur ab und zu traf das Auge auf eine gelbe Rose zwischen den Giftblüthen der Herbstzeitlose oder



glühten dunkle Beeren im Grün, halb verdeckt durch die weiße, glockenförmige Blume des Stechapfels. Die Holzbänke waren morsch und wurmförmig, die Moosbänke halb zerfallen. Ueberall Verwahrlosung, überall die Wildniß der Pflanz . . .

Eine dornige, weißblüthige Jasminhecke bildete die Umzäunung des Parkes. Neben dem Parke führte ein breiter Fußpfad den Hügel hinab und verlief sich zwischen den Tabakfeldern; der Pfad diente manchmal auch für den Wagenverkehr. An dieser kleinen Straße, umwoigt vom würzigen Dufte der Tabakpflanzen stand ein einstöckiger Rohbau, auch ein altes, sehr altes Haus. Es war aber herausgeputzt, wie eine ewig jung scheinen wollende, alte Kokette; die Ziegeln waren roth, das Mauerwerk weiß getüncht und diese Tünche war entschieden frischen Datums; wilder Wein rankte sich an dem Hause empor und zu beiden Seiten des Thores befanden sich Ephen-Beete, an welchen dünne Bindfäden an der Mauer emporgezogen waren, damit sich die Winde leichter in die Höhe ranken könne . . . Es war kein Herrschaftshaus, denn ärmlich war seine Ausschmückung, und auch keine Bauernwohnung, denn diese kennt eine solche überhaupt nicht . . . Es war herausgeputzt wie eine alte Kokette . . . Wem gehörte dieses Haus? Wessen sorgsame Hand pflegte die blaue Ephenblume, die nun, im Spinnenschein geschlossen, über dem kleinen Fenster nickt? . . .

Es ist eine lange, dunkle Geschichte. Die blaue Blume weiß gewiß mehr davon. Vom Fenster des Schlosses blickt man gerade auf dieses Haus. Bei der Cigarre erzählte mir mein Freund die Geschichte. Keine Geschichte. Nur einzelne lose Falten einer solchen; zerstreute Steinchen eines großen Baues, der verschwunden ist im Uebel der Zeiten; einzelne grelle Momente einer erschütternden Tragödie; einzelne grelle Motive der alten Komödie des Elends . . .

Vor zwanzig Jahren wars, da gab es auf Kerekto ein Mädchen, das Leben, der ihm in die Augen blickte, mit dem Glanz seiner Schönheit bezauberte; es waren grün schimmernde Augen, bekanntlich die für Männerherzen gefährlichsten. Sie richteten auch ein gut Stück Unheil an, diese Augen.

So Mancher war in diese Nigenaugen verliebt, so Manchem brachten sie um seine Ruhe, doch Keiner wagte sich an die Schöne heran. Denn sie hatte ihr Herz bereits verschrenkt und zwar an einen gefährlichen Patron, der in diesem Punkt keinen Scherz verstand: sie war Petko's Liebste, Petko, des Räubers.

Es war ein wilder Geselle. Nachdem er das kleine Vermögen seines alten Vaters verspielt hatte, ging er unter die Räuber. In der Schänke des rothen Berebely Marczi auf der Pflanz draußen hatte er sein Quartier. Nach Kerekto kam er selten. Nur ab und zu, am Abend, wenn kein Mondschein war, wenn ihn Niemand sehen konnte; da verrieth manchmal das Wiehern seines weißen Rosses, daß er seiner Liebsten einen Besuch abstattete, der grünäugigen Mariska, die hier in einem vereinfachten Häuschen mit ihrer Mutter lebte.

Die Liebe datirte von lange her; aus frohen Tagen der Kindheit, wo harmlose Spiele und unschuldige Tändeleien die Kleinen zusammenführten. Sie hielten's damals schon immer miteinander; und die zarten Keime hatten sich entwickelt und es stieg eine rothe Blume aus ihnen empor, die Blume der Liebe.

Zu jener Zeit lebte noch der Baron von Kerekto auf diesem Gute. Es war ein schöner Herr mit seinen Manieren und einer süßen Stimme, die zu Herzen drang; diese Stimme war eben so unwiderstehlich, wie die schönen Augen der Räubersbraut. Im

Uebrigen war er wie Seinesgleichen. Hart und gefühllos gegen die Bauern, die in seinem Dienste standen. In diesem Kastele hier gab es nichts wie tolle Gelage; der Baron that sein Möglichstes, sein Vermögen zu vergeuden, mit tollen Gefährten, beim Spieltisch und bei leichtsinnigen Dingen.

Der Baron machte die Bekanntschaft Petkó's; wie, das kann ich nicht sagen, denn ich weiß es nicht. Der Räuber gefiel dem Herrn und er versprach ihm, für seine Raubthaten Straßlosigkeit zu erwirken, wenn er in seine Dienste trete. Petkó wurde sein Leibjäger und der Baron beschützte ihn in der That so, daß man ihm nichts anhaben konnte. Zu jener Zeit galt das Wort großer Herren viel, namentlich, wenn sie „schwarzgelb“ waren, wie der Baron von Kerekto; die deutschen Panduren, mit welchen damals Ungarn überschwemmt war, gehorchten ihm, wie einem Vorgefetzten. Uebrigens nimmt man es selbst heute mit Räufern in Ungarn nicht zu genau.

Petkó heirathete seine Jugendgeliebte; und nun lernte der Baron auch die schöne Mariska kennen, er war immer ein Freund der Frauen gewesen und man erzählte es sich, daß seinem Schmeichelwort kein Weib widerstehen könne. Er verführte Petkó, des Räubers Frau.

In dem alten Parke hier, zwischen verschlungenen, undurchdringlichen Jasminsträuchen und mannshohem Unkraut soll es eine versteckte Laube gegeben haben, in der das Paar so manche verschwiegene Nacht verbrecherischer Liebe fröhnte. Lange im Geheimen. Als ein Zufall die Geschichte entdeckte, brachte man es dem Gatten natürlich zu Ohren, weil man den Herrn haßte, der hart war und österreichisch. Petkó, der wilde Petkó, zuckte aber gleichgiltig die Achseln . . .

Er that wenigstens, als ob ihm die Sache gleichgiltig wäre. Denn man wußte ja, wie er dieses Weib geliebt hatte, mit all' der Gluth eines echten Bußtasohns, mit all' der Macht einer Leidenschaft, die in seinem Herzen Wurzel geschlagen hatte, die es ganz und gar erfüllte; man wußte, daß ihm dieses Weib Alles war, Leben, Licht, Seligkeit.

Er zuckte nur die Achseln und that, als wäre ihm die Geschichte gleichgiltig. Finstere Wolken lagen aber auf seiner Stirne und sein Blick wurde matt und umschleiert. Er wurde ein Melancholiker, der wilde Petkó.

Die Bauern erzählten sich, er habe seine schöne Frau im Kartenspiel an seinen Herrn verloren. Ich weiß nicht, ob es wahr. Der Baron soll es erzählt haben. So viel ist gewiß, daß er seine Frau beginnen ließ, was sie wollte.

Und er wurde täglich stiller und stiller, und als Mariska bei Geburt ihres Kindes starb, wurde er halb verrückt.

Er lebt seitdem in dem Häuschen drüben am Wege, still und ruhig, entseßlich still . . . Man sagt, er spreche Jahrelang kein Wort, auch zu seiner Tochter nicht, die beinahe so seltsam ist wie er, und welche ihn seit einer Reihe von Jahren pflegt. Entseßlich still . . . Nur manchmal nimmt er Nachts seine Geige hervor und spielt wilde, schmerzliche Melodien, die er draußen auf der Pusta, in des rothen Verebely Marczy wüster Schenke gelernt, spielt die seltsamen Weisen — von welchen jede Note eine Klage und ein Seufzer — bei offenem Fenster in die glühende Nacht hinaus. Dann bringt der Wind die bizarren Töne herüber nach Kerekto und dann treten die Bauern vor ihre Thüren und lauschen dem „kranken Spiel“, wie sie sagen, bis der letzte Ton verklungen, und dann sagen sie ernst: „Der alte Petkó hat heute wieder eine böse Stunde . . .“

Das ist die Geschichte des Häuschens dort am Wege. Ist sie damit zu Ende?  
Noch lange nicht . . .

\* \* \*

Auf einem freien Platz in einem kleinen Wäldchen dichtbesaunter Bäume, das in der Nähe des Herrenhauses von Kerekto, lagerte eine Zigeunerschaar. Der Platz war völlig verwüftet von den braunen Nomaden. Das lange Gras, das hier überall den Boden bedeckte, war niedergetreten, verkümmert. Der Boden selbst war an manchen Stellen vom Feuer geschwärzt. An diesem Abend brannte das Lagerfeuer in der Mitte des Raumes; ein großes Feuer, dessen rother Schein in die dunkle Nacht des Wäldchens hineinfiel, hier und da auf einem glänzenden Blatte wiederstrahlend, beinahe überall erstorbend in dem Dunkel des Laubes, im finstern Schatten der Bäume.

Ein Wolfshund lag schlafend in nächster Nähe des Feuers; ein grauer Hund mit spitzer Schnauze, der manchmal im Schlafe knurrte. Am Feuer hockten auch zwei braune Frauen, damit beschäftigt, Hasen am Spieße zu braten, welchem Beginnen drei, vier Zigeuner, die nebenan im Grase hingestreckt ruhten, mit gleichgültigem Blicke zusahen. Er war seltsam umschleiert, dieser Blick, wie wenn man die Objekte der Wirklichkeit hinter einem Schleiер sieht und die Gedanken anderswo weisen, bei holden Traumgebilden. Sie blickten starr auf die Frauen und dann ins Feuer und träumten. Träumten? . . . Wovon? . . . Vielleicht von den fetten Feteln des neuen Herrn von Kerekto, die man in einer stillen Nacht erbeuten wollte, vielleicht von einem andern „Glücke“ . . .

Es gibt kein glücklicheres Volk auf dieser Erde, als die Zigeuner, bei aller Erniedrigung, die sie erdulden müssen. Sie haben dafür nur ein überlegenes Lächeln und man fühlt es heraus, daß diese Ueberlegenheit eine wirkliche sei . . . Lächelnd starrten die Zigeuner ins Feuer, lächelnd und froh . . .

Auch die Zigeunermutter sah da, eine Alte mit schrecklich abgebranntem Gesicht, das unzählige feine Runzeln durchzogen. Es war das Gesicht einer Mumie . . . Nur die kleinen verschmigten Augen hatten ihren Glanz bewahrt. Sie wärmte sich die starren Hände am Feuer. Um ihre vertrockneten Lippen flog es manchmal wie ein Lächeln, wie ein Lächeln teuflischen Spottes, wenn sie ein Paar betrachtete, das rechts ab vom Feuer tanzte nach Farkas Jani's verführerischen Weisen. Es war ein prächtiges Paar. Er groß und stark, mit dunkeln Haar und Bart und kräftigen Jügen; sie schlank und fein, schön wie ein Traum; das Gesicht von seltener Weichheit, von wollüstiger Hingebung, die Augen voll stiller Gluth, die an süße Sünden denken ließ. Rothe Korallen lagen in vier-, fünffacher Schnur um den stolzen Nacken. Ein rothes, mit Metallplatten geschmücktes Leibchen zeigte eine feine Taille, und ein Hemd von seltsamer Weiße, das verführerisch von der dunkeln Haut des Weibes abstach, verhüllte den vollen, wogenden Busen, salbe Blumen lagen ihr im Haare. Das Paar verzehrte sich mit den Blicken. Und sie gehörten nicht zusammen. Warum lächelte die alte Zigeunermutter so spöttisch? . . . Dachte sie etwa auch an die Fettel des neuen Herrn von Kerekto, dachte sie etwa, der große Junge, der eifrige Tänzer, der schwarze Sas Bizta sei zu ungeschickt, um Fettel zu stehlen? Drei der Fettel, der Preis, um den beiläufig dem krummen Karitas Gyula seine Frau feil sein dürfte, seine schöne Frau mit den still glühenden Augen, die an süße Sünden erinnern, mit den gelben Blumen im Haar? . . . Sie sind alle ungeschickt, die Verliebten . . .

Farkas Jani spielte mit zwei Geigerkollegen zum Tanze auf. Es war eine wilde, ausschweifende Melodie mit tieftraurigem, melancholischem Tonfall; ein echter Csárdás; jener Csárdás, in dem sich die ungarische Nationalmusik erschöpft hat, wie sich in den süßen Liedern Petöfi's die ungarische Poesie erschöpfte. . . Ein echter Csárdás. Sie tanzten mit Animo, die braunen Mädchen und Frauen. . . Mit Animo! Es war die fleischgewordene Gluth, welche die braunen Burschen an sich drückten, sich mit ihr im sinnverlorenen Tanze wiegend. . .

Ich stand im Dunkel der Bäume und sah dem bunten Treiben wortlos zu. Sie war doch entzückend, die sinnvergeffene Hingebung an die Freude des Augenblicks, diese gluthvolle Scenerie und diese Schaar urkräftiger Gestalten, die sie belebten! Ich hätte sie Stunden lang still bewundern können.

Ein leichtes Geräusch weckte mich aus meinen Träumen. Ich wandte mich um und sah nicht ferne von mir ein Mädchen an einen Baum gelehnt. Es war eine märchenhaft zarte Gestalt, klein und fein, vornehm, wenn sie auch den Bauernkittel trug. Ein Tuch bedeckte ihr Haupt, wie es die Bäuerinnen der Gegend tragen, doch guckten von allen Seiten neckische, verführerische blonde Locken darunter hervor. Sie hatte grüne Augen. . .

Grüne Augen. Sie riefen mir die Geschichte der schönen Mariska in die Erinnerung zurück. Das mußte ihre Tochter sein, wenn sich die Anmuth und die Bornehmheit auf sie vererbten. Im rothen Feuerschein nahm ich die zarten, delikaten Contouren eines fein geschnittenen Mundes wahr und ein Räschen, so hübsch geformt, als hätte es Canova gemeißelt. Ich glaubte die Mutter zu verstehen, indem ich die Tochter sah — sie mochte von zu feiner Empfindung sein für ihre grobe Existenz. . .

Sie blickte auf, da ich mich ihr näherte; sie erbebt, wie ein scheues Reh, das man überraschte.

„Wer bist Du?“ fragte sie rasch. „Was willst Du? Ich habe Dich hier noch nicht gesehen —“

„Beruhige Dich, Kind!“ sagte ich freundlich. „Ich bin Jemand, der Dir gut gesinnt ist und Dich fragen will, warum Du weinst.“

Es waren ihre Augen noch feucht.

Sie blickte mich noch immer scheu an.

„Müssen Sie es wissen?“ fragte sie mit kindlichem Trost, den sie aber sofort zu bereuen schien. „Ich weinte — ich weinte —“

Sie hielt inne und sah mich wieder an, prägend an, als fragte sie, ob sie mir Vertrauen schenken dürfe.

Ich ersparte mir jede Bethuerung. Ich fühlte, sie wäre vergebens gewesen, wenn ihr meine Miene nicht vertrauenerweckend erschienen wäre.

„Ich weinte,“ hub sie wieder an, „weil mich das Spiel der Zigeuner an ein anderes Spiel erinnerte, das mich immer zu Thränen erschütteret.“

„Ein anderes Spiel?“

„Ein anderes Spiel. Ein Spiel, das mich verrückt machen könnte; ein wirklich verrücktes Spiel!“

Sie schauderte zusammen.

„Komm fort von hier,“ sagte ich sanft, „es ist dann nicht gut für Dich, das zu hören.“ Ich schlang meinen Arm um sie und zog sie fort.

Sie blickte wieder erschreckt, mit fragendem Blicke auf. Dann ließ sie das schöne Haupt auf die Brust herabsinken und ließ sich willenlos leiten, wie ein Kind.

Wir gingen durch den stillen verödeten Hain. Das Mondlicht fiel manchmal durch das dicke Laub auf unsern Pfad und überströmte das Kind, das ich führte, mit seinem Glanze. Der Wind riß ab und zu ein Blatt vom Baume und wehte es vor unsere Häuse. Vereinzelte Töne der Zigeunermusik drangen uns als schrille Klänge nach — sonst störte kein Laut die tiefe Stille um uns.

Am Ende des Wäldchens setzte sie sich auf einen großen Stein, der da lag und vielleicht einmal als Bank gedient haben mochte.

„Wißt Ihr,“ begann sie langsam, jedoch immer schneller im Laufe der Rede sprechend, „wißt Ihr, ich pflege nicht mit Jedermann Arm in Arm zu gehen. Auch wenn er seine Kleider trägt, wie Ihr, und vornehm blickt. Aber Ihr habt gute Augen . . . Ich halte was auf die Augen . . . Ich glaube durch die Augen ins Herz sehen zu können. Ich mag mich oft irren, denn ich bin unerfahren und ein dummes Mädchen . . . Ich wohne ganz allein mit meinem Vater, ich sehe kaum Menschen . . . Seht, da denke ich mir halt besonders die Leute und die Welt . . . Sie sind immer anders, als ich sie mir denke, immer anders, und das thut mir weh . . . Aber Eure Augen, seht, von Euren Augen habe ich geträumt, Euere Augen habe ich mir gedacht, — so gute Augen . . .“

„Für Dich blicken sie nur gut, Mädchen,“ sagte ich, „denn ich bin Dir herzlich zugethan.“

„Das ist gut. Denn mich liebt Niemand. Mein Vater sollte mich wohl lieben, der aber versteht nichts davon . . . er ist krank, sehr krank . . . die Uebrigen können mich nicht lieben, ich weiß es wohl, denn sie denken so ganz anders, als ich, und man muß sich verstehen, wenn man sich lieben soll, nicht wahr?“

Ich nickte lächelnd mit dem Kopfe. Das arme Kind dachte in ihrer naiven Schüchternheit richtig. Es ist aber nicht gut, richtig zu denken, das thut weh . . . Freilich war sie immer allein und mußte immer denken . . .

„Und liebst Du auch Niemanden?“ fragte ich.

„Ich? O ja! Ich liebe meinen Vater und dann . . . Dich. Du hast gute Augen . . .“

Der süße Ton ihrer Stimme war berauschend.

„Ich habe Dich auch lieb, mein Kind!“ sagte ich leise.

„Das ist gut — ich sagte schon. Denn mich liebt Niemand und — und —“

„Und?“ fragte ich.

„Und ich fürchte mich,“ sagte sie, sich ängstlich an mich schmiegend. „Ich fürchte mich . . .“

„Und warum?“

„Ich habe König Werbul gesehen.“

„König Werbul?“

„Ja wohl, König Werbul!“

„Wer ist das?“

Sie blickte mich an, als verstünde sie mich nicht. „Wer das ist? Habt Ihr noch nichts gehört vom König Werbul, dem Geiße der Haide, dem Feinde aller Liebenden . . .“

„Der Mann ist mir fremd.“

„Er ist mir heute Abend erschienen. Ich sah ihn deutlich mit seiner vielzackigen Krone auf dem Haupte, sein langer, weißer Bart und sein Haar flatterten im Winde . . . Er schwebte über dem Walde, den Arm drohend erhoben . . .“

„Du hast Dich getäuscht, mein Kind, Du bist zu viel allein und der Kopf glüht Dir . . .“

„Ich sage Euch, ich habe ihn gesehen . . . Er bringt Jedem Unglück, der ihn sieht . . .“

Sie blickte starr vor sich hin.

„Ihr habt wirklich nie etwas von ihm gehört?“ begann sie wieder. „Ich will Euch die Geschichte erzählen . . . aber nicht jetzt . . . jetzt fürchte ich mich . . . es ist eine böse Sage . . . nicht jetzt . . . morgen . . .“

Sie legte ihr Haupt auf meine Schulter. Sie war verführerisch schön. Ihre kleine zarte Hand, die ich in der meinen hielt, glühte wie Feuer und durchströmte mich mit ihrer Gluth. Ich war dreißig Jahre alt und ich drückte einen Kuß auf ihre Rippen.

Sie zog sich hastig zurück.

„Nein — nicht so —“ sagte sie erschreckt, und dann fügte sie weich hinzu: „Du darfst Mariska nicht so küssen — sieh, wie mein Herz pocht — und das ist nicht gut . . .“

Sie hatte Recht. Das ist nicht gut . . .

„Es ist so still“ — flüsterte sie — „es ist so dunkel — gehst Du nicht heim? Du darfst mich aber jetzt nicht allein lassen — willst Du mich nach Hause führen?“

Sie stützte sich auf mich, während wir am Waldesaum dahingingen. Der Mond hatte sich hinter Wolken verborgen und die Bäume streckten ihre knorrigen Wurzeln über den Weg. Sie stützte sich auf mich, während wir dahingingen.

Wir kamen so in die Nähe ihres Häuschens.

„Komm' morgen um diese Zeit hierher,“ sagte Mariska sinnend — „ich werde Dich dann zu meinem Lieblingsplätzchen führen, wo ich ganze Tage bleibe . . . Du mußt es kennen lernen . . . Wirst Du kommen?“ fragte sie ängstlich.

„Ich werde kommen, Mariska.“

Sie legte ihre kleinen Hände auf meine Schultern, bog das Haupt zurück und sah mich einen Augenblick mit ihren gelbsunkelnden Augen an. Dann schlang sie plötzlich die Arme um meinen Nacken, drückte einen heißen Kuß auf meine Lippen und mit dem Ruf: „Auf Morgen!“ war sie mir entschwebt.

Mein Herz pochte laut. Welche magische Kraft besitz doch ein Frauenkuß . . . Oder war der schwere, würzige Duft der Blüthen rings umher Schuld daran, daß es sich bedrückend auf meine Brust legte? Es war jedenfalls ein berausgender sinnverwirrender Blüthenduft . . .

\* \* \*

Der Himmel hatte sein Wollenheer zur Aktion kommandirt und drohend marschirten die dunkeln Colonnen auf. Ferne Blitze leuchteten geisterhaft herüber, von dumpfem Donnerrollen begleitet. Es war eine unheimliche Nacht, eine Nacht, da man nicht gerne ins Freie geht. Unheimlich rauschten die Bappeln des Parkes von Kerektó und unheimlich pfiß der Wind durch ihre hohen Wipfel. Vom Sturm aufgeschreckt krächzten die Raben, deren Nester die wilde Windsbraut herabriß ins Dunkel des Parkes.

Ich stand unweit desselben, lauschend und spähend, denn es war wohl hier auf dem einsamen Haidefleck nicht anders wie draußen, auf der weiten, lärmenden Heerstraße des Lebens — hat je das Großen des Himmels eine Schöne abgehalten, beim Rendezvous pünktlich einzutreffen?

Sie schwebte mehr über den Boden, als sie ging, ein leichtes Knistern des Rasens verrieth mir aber doch ihr Nahen. Sie schmiegte sich zitternd und ängstlich an mich.

„Ich habe nie den Sturm gefürchtet,“ flüsterte sie, „ich fürchte ihn auch heute nicht, wir sind da draußen daran gewöhnt — doch ich fürchte König Werbul!“

„Kommt er mit dem Sturm?“

„Mit dem Sturm. Du mußt nicht lachen. Es ist ein böser Geist. Komm, komm! Ich habe Dir ja versprochen, Dich zu meinem Lieblingsplätzchen zu führen. Dort sind wir auch geborgen, wenn es regnen sollte.“

Sie erfaßte meine Hand und führte mich direkt auf den Park zu, den eine mächtige, undurchdringliche Jasminhecke einsäumte. Ihre kleine Hand schien aber Zauberkraft zu besitzen. Sie bog die dornigen Zweige geschickt zur Seite und wir schritten auf einem, grasbewachsenen engen Pfad dahin.

Was war das für ein Pfad und wohin führte er?

Es war still in dem Parke. Das Toben der Elemente schien sich an der mächtigen Jasminmauer zu brechen; nur leicht bewegten sich hier die Zweige der Trauerweiden und durch die vielverschlungenen Büsche ging es nur wie ein Flüstern. Blindschleichen schlüpfen über den Boden und verschwanden in ihren Erdlöchern. Wir gingen quer durchs Gebüsch, dem Pfade folgend, bald ohne Pfad.

Plötzlich standen wir vor einer toketten Laube mit geschnitztem Holzwerk und einem anmuthigen Schweizerdache. Sie lag recht versteckt, diese Laube, halb verhüllt von Schmaragdpflanzen, die sich an ihr emporrankten, halb verdeckt von dem hohen Gebüsch rings umher.

Ich erbepte. War das nicht jene Laube, von der mir der Freund erzählt hatte, in der der Baron von Kerekó mit seines Jägers Frau gekost so manche Nacht? Wie oft mußte das liebeberauschte Weib auf diesem Pfade dahingeeilt sein, wie oft saß sie auf dieser Moosbank, trunken vor Seligkeit, sinnvergessen?!

„Was ist Dir?“ fragte die Tochter, „Deine Hand ist kalt.“

„Nichts, — nichts, mein Kind.“

Sie zog mich nieder auf die Bank.

Bei einem gleichen Sturm kam ich zum ersten Mal in die Laube da. Der Regen fiel in Strömen und ich mußte mich unter dem Jasminkranz verstecken. Die Luft war so weich daher. Durch Zufall, aber durch einen lieben Zufall. Denn es ist hier so schön! . . . Es duftet so wohl rings umher! . . . Manche Nacht schlief ich hier auf dieser Bank — man hat da so liebe Träume — von Feen in lichten Kleidern, von guten Geistern und guten Menschen . . . Hier muß ich auch Deine Augen gesehen haben im Traum — ich glaube so . . . Man ist hier geschützt vor der Sonne, vor dem Sturm, vor dem Regen und vor . . . vor . . . König Werbul . . .“

„Du wolltest mir die Sage erzählen —“

„Wenn Du gut bist! Du bist es aber, denn Du hast ja die arme kleine Mariska nicht vergessen und bist zu ihr gekommen. So höre denn.“

Vor langer, langer Zeit — es muß schon sehr lange sein — da lebte eine Prinzessin in dieser Gegend, die war bezaubernd schön. Schön, wie die Feen — weißt Du? Sie hatte goldgelbes Haar, das ging ihr bis zu den Knien und war so dicht, daß sie sich in dasselbe einhüllen konnte, wie in einen Schleier. Ihre Augen glänzten immer wie Feuer . . . Sie hieß Delibáb.\*) Man erzählte von ihrer Schönheit überall im Lande,

\*) Zu deutsch: Fata morgana.

und noch weiter . . . Es kamen Prinzen herbei aus allen Ländern der Erde, um um sie zu werden, sie aber wollte keinen zum Mann nehmen . . .

Ihr Vater war König Werbul, König der Longobarden, sagt man. Kennst Du das Volk? Hast Du schon gehört davon? Sie kamen immer in dies Land, um Vieh zu rauben und Frauen . . . Es muß ein böses Volk gewesen sein, böse und schlecht, wie ihr König Werbul. Man sagt, daß er jeden Morgen Blut trank aus seinem Helm, Blut der Unglücklichen, die er besiegt hatte. Der Helm war so schwer, daß ihn außer ihm kein Mensch tragen konnte. Die Art, mit der der fürchterliche Riese die armen Leute erschlug, konnten drei Männer kaum heben.

Er lebte mit aller Welt in Feindschaft, denn Jeder haßte ihn. Gegen einen Menschen erfüllte ihn aber ganz besonderer Grimm, das war König Ráb, ein König der Awaren, auch ein Volk, das da nicht weit gewohnt haben soll. Ráb hatte ihm, als sie noch Knaben waren, in einem kindischen Kampfe zufällig zwei Finger der linken Hand herabgeschlagen, und das konnte ihm Werbul nie verzeihen, das wollte er noch rächen . . .

Die Longobarden drangen erobernd immer weiter vorwärts in diesem Lande und Schreck und Entsetzen schoß überall aus dem Boden, wohin sie ihren Fuß setzten; denn sie raubten und mordeten, brannten die Zelte ab und sparten kein Leben.

Da trieb die Verzweiflung die unglücklichen Völker zu einer entscheidenden That. Einzeln schwach, vereinigten sie sich und traten so dem schrecklichen König entgegen.

Einzeln schwach, waren sie vereinigt stark. König Werbul war klug und die Gefahr entging ihm nicht. Trotz seines Heldemuths und der kräftigen Arme seiner Krieger fürchtete er die Entscheidung. Er sandte daher zu König Ráb, versprach ihm Theilung der Beute und forderte ihn zur Hilfe auf. Und Ráb versprach zu kommen. Ráb verließ die grünen Ufer der Theiß und kam mit seinen Kriegern ins Donautiefland herab, König Werbul zu Hilfe.

Zwei Helden kämpften neben einander, konnte da der Sieg fehlen? Und doch war es ein schwerer Kampf und das Blut der Erschlagenen färbte die Wellen der Donau roth. Als aber die Sonne im Westen nieder sank, war der Sieg erkämpft . . .

Man brachte Opfer den grausen Göttern des Kampfes — Menschenopfer, Menschenherzen. König Werbul wollte seinen Verbündeten bezahlen, so reich dieser bezahlt sein wollte — denn er haßte ihn nach wie vor, trotzdem ihm Ráb Hilfe gebracht hatte — er haßte ihn und wollte ihm nicht dankbar sein.

Ráb wies alle Schätze zurück, die ihm König Werbul bot — er hatte nur ein Verlangen, das Verlangen nach des Königs süßäugiger Tochter, nach Prinzessin Délibáb mit dem goldgelben Haar . . .

Manche Prinzessin mag Ráb zum Gemahl ersehnt haben in ihren Träumen . . . auch Délibáb liebte ihn und hob bittend die Hände zum Vater empor, das Begehren des FreiERS zu erfüllen.

Alles, nur nicht das . . . Es lag das Wort dem König Werbul auf der Lippe . . . Er sprach es aber nicht aus und sagte: „Es sei — unter einer Bedingung. Hole Dir die Braut auf dem kürzesten Wege zu Wasser — sie sei Dein . . .“

Weit dehnen sich die ungarischen Pustten, öde und kahl, eine Sandwüste . . . Ein Weg zu Wasser über diese Pustten war ein Wahnsinn . . . Alte Märchen erzählten aber, daß Liebende selbst die Sterne vom Himmel holen wollten, wenn der Preis ihre Vereinigung war . . . Alte Märchen erzählten, daß sie den Himmel gestürmt, um ihr



Paradies des Glückes zu suchen . . . Ach, der Muth der Liebe . . . Hast Du noch nicht davon gehört? . . .

Es arbeiteten Kinder und Greise für das Glück ihres Häuptlings. Sie gruben die Erde auf und ihr Werk war der gewaltige Ráb-Graben, der sich beinahe bis zur Donau erstreckt, den das Wasser der Theiß speist . . . Beinahe erstreckt . . . das Riesenwerk wurde nicht fertig . . .

Wie es kam, wie es wurde, man kann es nicht sagen . . . Es ertrank der Häuptling in dem Graben. Seine Krieger sahen ihn eine Nacht mit dunkeln Schatten kämpfen, die ihn immer weiter zum Wasser hindrängten. Es waren die Geister der Haide, sagten sie, die das tollkühne Werk rächen wollten an seinem Schöpfer — er ertrank in dem Graben . . .

Prinzessin Délibáb legte täglich die Goldringe an und die Purpurkleider, um festlich geschmückt zu sein, wenn der Geliebte käme . . . Prinzessin Délibáb bestieg im Purpurmantel täglich die Spitzen der Berge, um hinauszuschauen ins Land, ob der Geliebte noch immer zögere . . . Er zögerte — denn er weilte schon im Lande der Todten und kam nimmermehr . . .

Jahrelang blickte sie hinaus ins Land, ob der Geliebte noch zögere . . . Und als er nicht kam, vergaßte sie auf den Höhen, wie das Abendroth . . . Und man sieht sie noch oft im Haideland, am fernen Horizont, flüßige Gluth . . .

Sie leuchtet ihm herüber, um ihm zu sagen, daß sie noch warte . . . Sie hofft noch immer, daß er komme, denn wann hat Liebe zu hoffen aufgehört . . . Und da er nicht kommen will, weint sie bittere Thränen, und wenn man ihren Schatten auf den fernen Bergen gesehen — man sieht ihn manchmal — fällt sich der Graben Ráb's mit Wasser — sie weint, um ihm den Weg zu ihr zu ebnen . . .

König Werbul tödteten auch die Schatten der Haide. Er haßt seine Tochter, er haßt alle Liebenden seitdem, er kennt noch im Tod die Neue nicht, obwohl er von Schuld gedrückt, nicht Ruhe finden kann . . . In dunkler Nacht sieht man ihn durch die Lüfte jagen, das Haar im Winde flatternd, die goldige Krone auf dem Haupte . . . Und das Menschenherz, das ihn sieht, wird nimmer glücklich durch die Liebe, das Menschenherz, das ihn sieht, wartet vergebens auf das Glück, wie Prinzessin Délibáb . . .

Und ich habe ihn gesehen . . .“

Mariška schwieg, ihre Hand zitterte in der Meinen . . .

„Glaubst Du an die Liebe, wie an König Werbul?“ fragte ich, „kennst Du die Liebe?“

„Seitdem ich Dich kenne,“ sagte sie einfach . . .

Es war ein Geständniß voll Flammengluthen, die mein Herz berauschten. —

„Oh! Mariška!“

Es lagen meine Lippen auf den ihren und erbebten in einem langen, wonnevollem Kusse . . .

„Oh, Mariška!“

Sie wehrte mir nicht, sie weinte nur . . .

Da erschütterte ein heftiger Windstoß den Garten und die Lattenthür der Laube flog weit auf.

Mariška war entsetzt aufgesprungen . . .

„König Werbul!“

„Wo?“

„Dort! Siehst Du seine Augen nicht drohend leuchten in der Nacht . . . Erbarmen!“

„Mariska!“

„Fort! fort! Laß mich! Es darf nicht sein!“

Sie stürzte aus der Laube, den Pfad dahin zu ihrem Heim. Der Sturm schüttelte noch die Bäume und fuhr rauschend durchs Laub. War er der Schatten, den sie zu ahnen wählte?

Der Sturm fuhr rauschend durchs Laub . . . Ich hörte die Thüre ihres Häuschens ins Schloß fallen . . . sie war mir entschwunden . . . Oh, König Werbul, ich habe dich nicht gesehen, doch deinen Vann habe ich gefühlt! . . .

\* \* \*

Sie war geflohen, sie kam aber wieder; ich ging am nächsten Abend nach ihrem versteckten Lieblingsplätzchen und ich fand sie dort.

Sie war traurig und betrübt.

„Der Vater ist krank,“ sagte sie, „sehr krank. Er sprach die ganze Nacht zu Leuten, die nicht da waren, und verlangte Antwort von ihnen. Und wenn sie sie nicht gaben, gerieth er in großen Zorn — oh, er ist schrecklich, mein Vater, im Zorn. Er sprach mit Bulgaren und mit einem Baron — bunte Dinge — ich verstand nichts davon.“

Erst gegen Morgen beruhigte er sich. Er rief mich dann an sein Bett und fragte: Weißt Du, wer Deine Mutter war?

Ich sagte: Oh ja! Sie hieß wie ich, Mariska und war die schönste in der ganzen Gegend, so weit man die Pappeln von Kerekto sieht.“

„Und weiter?“ fragte er.

„Und weiter hattet Ihr einen guten Herrn,“ fuhr ich fort. „Er baute Euch dieses schöne Haus und versorgte Euch mit Allem. Und meine Mutter liebte Dich sehr.“

Er lachte so seltsam, dann rief er ein böses Wort — er beschimpfte meine Mutter. Meine Augen füllten sich mit Thränen und ich wiederholte nur: Meine Mutter liebte Dich sehr . . .“

„Und dann?“ fragte ich.

„Dann schwieg er lange Zeit. Später rief er mich wieder an sein Bett, sah mich mit seinen großen, schwarzen Augen so ernst an, daß ich mich fürchtete, und fragte ruhig:

„Sonst weißt Du nichts von Deiner Mutter?“

„Nichts,“ antwortete ich.

„Es ist gut,“ sagte er. Und gegen Morgen schief er ein und schief bis Mittag.“

„Blieb er dann ruhig?“

„Zeitweilig. Er sprach aber wieder mit seinen Leuten, die nicht da waren. Daran bin ich aber schon gewöhnt — wenn er nicht zornig würde über sie — wäre ich ganz zufrieden.“

Ich lachte. Sie sagte das mit einem naiv-komischen Ausdruck, der ihr allerliebste stand.

„Küsse mich, mein Engel,“ sagte ich.

„Küssen —“ flüsterte sie — „das ist nicht gut.“

Ich zog sie an mich und sie legte ihre Lippen auf die Meinen. Es war ein zarter, schüchternen Kuß, es war wie der Hauch eines Engels.

„Küsse mich anders,“ sagte ich leise.

Sie zitterte.

„Das ist nicht gut,“ wiederholte sie. „Und ich muß doch Alles thun, was Du verlangst — Du hast mich bezaubert, fremder Mann.“

Sie schlang ihre Arme um meinen Nacken und wir legten unsere Seelen in einen langen, glühenden Kuß, in einen Kuß echter Liebe, in einen Kuß, wie man ihn selten küßt, wie man ihn oft küssen möchte, wenn das junge Blut noch feurig in den Adern rollt.

Wir lagen uns von dieser Stunde wie berauscht in den Armen — da drang plötzlich ein schriller, fremder Ton bis zu uns; er riß uns aus unserm seligen Vergessen, er wirkte wie mit Zauberkrast . . .

Dem ersten Ton folgte ein zweiter, ein dritter. Sie drangen durch die stille Nacht zu uns, die weichen Töne, wie eine himmlische Sprache. Es war Musik, eine melancholische Pustentweise, die eine geübte Hand auf der Geige spielte . . .

Am ganzen Körper bebend entrang sich Mariska meinen Armen.

„Mein Vater spielt,“ murmelte sie.

Ich ließ sie meinen Armen entgleiten. Ich horchte auf das Spiel der Geige, das jeden Augenblick die Färbung wechselte. Tieftraurigen Rhythmen folgten tolle Staccati, einer süßen Melodie ein wüstes Tönechaos, doch ein klagender Grundton zog sich durch das ganze Spiel — es war nur eine, eine einzige Note, die immer wiederkehrte, sie machte aber das Herz erzittern, sie machte die Seele krank.

Als der letzte Ton verklungen war, führte ich das weinende Kind zum Hause seines Vaters. „Auf Morgen!“ flüsterte ich ihr zu, sie antwortete aber nicht, sie weinte nur.

Warum weinte sie? Verstand sie die Sprache der bunten Weisen ihres Vaters und hatten ihr diese gesagt, was sie mir mit klagendem Tone zugeflüstert hatten? Sie sprachen für dieses weinende Kind . . .

\* \* \*

Ich habe sie nicht wieder gesehen.

Ich suchte vergebens die kleine verborgene Laube im Parke auf, ich umkreiste vergeblich ihr Haus — sie ließ sich nimmer sehen. Ich pochte an die Thüre des Häuschens und rief ihren Namen — es wurde mir nicht geöffnet . . .

Nun sah ich, daß ich dieses Mädchen wirklich liebte — mit all' der Gluth eines jungen Herzens. Und ich hatte sie verloren — ich begriff es.

Sie hatte das klagende Lied ihres Vaters verstanden, den Schmerz, den es verrieth, die Warnung, die es enthielt . . . Sie wollte mich nicht mehr sehen — und sie hatte Recht. Wohin sollte diese Liebe führen? . . .

Zu einem kurzen Glücke — aber doch zu einem Glücke — warum es verschmähen in diesem Leben von Klümmernissen? . . .

Sie hatte vielleicht Recht und ich wollte es nun selbst nicht anders . . .

Es war ein trüber Herbsttag, als ich Revolto verließ; ein scharfer Wind jagte über die öde, kahle, ausgestorbene Haide und die welken Blätter der Bäume des Parks rauschten mir einen lieben Abschiedsgruß nach.

Bei der Brücke der kleinen störrigen Berettgó wandte ich das Haupt um — ich wollte noch einen Blick werfen auf das verlorenen Paradies . . .

War es Täuschung, war es Wahrheit, mir schien, als stünde eine lichte Gestalt am äußersten Ende des alten, wüsten Parkes und als winkte eine kleine Hand mit einem Lächeln einen letzten Gruß zu . . . Einen Gruß für die Ewigkeit . . .

Zwei Jahre waren seitdem verfloßen und an einem kalten Winterabende saß ich allein in der Redaktionsstube. Der Seherjunge hatte das letzte Manuscript fortgetragen und müde lehnte ich mich auf meinem Stuhle zurück. Der matte Schein der Lampe auf dem Tische beleuchtete phantastisch die schlichten Möbel des Gemachs, die Karte Ungarns an der Wand, die Sophoklesbüste in der Ofenische. Auf dem Tische lag ein Brief, den mir die letzte Post gebracht, und er rief in mir halbeingeschlummerte Geister wach. Kam er doch aus Kerekto und mein Freund erzählte mir in demselben die letzte, traurige Spanne eines verlorenen Menschenlebens . . .

„ . . . Schließlich habe ich Ihnen noch ein Geschichtchen zu erzählen, ein Geschichtchen in dämmerhaftem Clairobscur, das Sie um so mehr interessiren dürfte, als Sie die Heldin im vollen Lichtglanz gesehen und bewundert haben . . . Sie erinnern sich wohl noch an die schöne grünäugige Mariska — von ihr ist hier die Rede.

Der Baron von Kerekto hatte merkwürdigerweise sie nicht vergessen. Er gab ihr eine Aussteuer und verheirathete sie in einem kleinen Dörfchen in der Nähe, in Fás-Mtol. Der Mann der Schönen war zwar wohlhabend, aber ein Trunkenbold und nach den ersten Wochen der Ehe nahm er sein von lustigen Kumpen und Weinflaschen bevölkertes Leben wieder auf. Sein Heim war das Gasthaus und sah man ihn einmal nüchtern, schüttelte man im Dörfchen verwundert den Kopf. Die junge Frau mag viel gelitten haben, wenn man auch sagt, sie habe ihren Mann nicht geliebt. Sie fand Trost bei einem Kinde, einem Töchterchen, das ihr der Himmel schenkte, der bei allem Leid, das er bescheert, doch auch für eine Herzensfreude sorgt.

Da geschah es, daß der rohe Geselle in einer Nacht nach Hause kehrte und in seinem Rausche das Würmchen schlug. Die Liebe der Mutter war in ihrem Heiligsten verletzt und man sagt, die sanfte Mariska hätte ihren Mann geprügelt. Dann aber nahm sie ihr Kind auf den Arm und verließ das Haus, das ihr ein Haus des Kummers gewesen, das sie so viele Thränen weinen gesehen.

Es war eine kalte Dezemberrnacht und es schneite draußen in großen Floden und der Sturmwind raste über Pusta und Dorf. Das arme Weib hatte sich in Fás-Mtol, wie hier in Kerekto, von aller Welt abgesondert und hatte keinen Freund, der sie nun führen sollte. Genug, am nächsten Morgen fand man sie weich im Schnee gebettet, kalt und todt — das Kind an ihrer Brust, seine Wange an das Gesicht der Mutter gedrückt — zwei Leichen, sanft eingeschlummert in der Winternacht . . .“

Ich konnte nicht weiter lesen, ich legte den Brief auf den Tisch und trat ans Fenster. Die Gasflammen auf der Straße flackerten trübe in ihren Laternen und der Wind segte das Pflaster rein, das die dichten Floden immer wieder mit ihrem weißen Todtenschleier bedeckten. So mag es gewesen sein in jener kalten Dezemberrnacht . . .

\* \* \*

Ich besuchte ihr Grab, als die junge Natur wieder ihre ersten Blüthen trieb. Es ist ein kleines, ödes Dorf, Fás-Mtol, mit melancholischen Weidenbäumen am Straßensaum, mit kleinen Häusern, die kleine Fenster haben, die schläfrig in die Frühlingssonne hinaus zwinkerten.

Es ist ein kleiner, öder Friedhof, der Friedhof von Fás-Mtol. Keine Mauer schließt ihn ein, eine Allee von Weiden mit wogenden Ästen führt hin. Dort lag ihr Grab.

Ein kleines Grab, ganz abseits. Langes Gras bedeckt es und ein kleines, schwarzes

Kreuz steht zu seinen Häupten; ein kleines Kreuz, auf dem ihr Name stand, haß ver-  
wüßt vom Regen; in einem Jahre wohl ganz verwüßt — ich würde das Grab nimmer  
wiederfinden, sagte mir das kleine Kreuz.

Ein Rosenzweiglein rankt sich am Kreuze empor und ein wildes Heidenröschen nickt  
darüber hin. Es fußt in ihrem Grabe und schlägt seine Wurzel vielleicht in ihrer Asche  
— vielleicht ist sie es selber, die schöne Fee der Haide, zu einem Röslein geworden.

War es das Liebesverhängniß, das aus jenem Ammenmärchen sprach, welches ihre  
Sinne bethört hatte, war es wirklich das düstere Verhängniß, das sie ins Grab gezogen?  
Hatte sie „König Werbul“ nimmer froh werden lassen in der Liebe? Waren es die  
wüsten Sitten der Großen ihres Landes, denen sie zum Opfer fiel, war es das Unheil, das  
allen Kindern der Liebe droht? War es der verhängnißvolle Hauber des Liebestraums,  
den sie geträumt, der nur ein Traum gewesen und dessen die nüchterne Wirklichkeit  
spottete? . . .

Wer sie verstände die Sprache des Rösleins, das in Dästen spricht, des Rösleins,  
das ihrem Grab entsprossen! . . .

---

## Durch die Blume.

Lustspiel in einem Aufzuge

von Ernest Legouvé.

Deutsch von Gottlieb Ritter.

(Einzige dem Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Nachdruck wird verweigert. Inoffizienzrecht vorbehalten.)

### Personen.

Marquise de Montrichard.  
Julie, ihre Tochter.  
Oberst de Saqueville.

Miß Jackson, Gouvernante.  
Sevin, Sekretär der Marquise.

Die Handlung spielt in einem Landhause bei Paris.

Scene: Ein eleganter Salon eines Landhauses.

### Erster Auftritt.

Die Marquise (allein. Toilette einer vierzigjährigen Dame).

**Marquise.** Oberst de Saqueville kommt zurück! . . . Er kommt heute zurück! Ich werde ihn wiedersehen! . . . Als er vor zehn Jahren in Verzweiflung und mir fluchend zu seinem Regiment nach Algier verreiste, dachte er wohl kaum, daß dieses Herz mehr litt, als das seinige. Aber ich war nicht frei; mein Gemahl, der Marquis de Montrichard, lebte noch. Ich hatte die Kraft, dem Marquis Alles, selbst meinen Schmerz zu verbergen. Aber heute, — heute findet er mich als Wittve wieder! O, heute aber . . . (schmerzlich bewegt) es ist zehn Jahre später! Damals waren wir vom nämlichen Alter. Jetzt . . . ist er noch jung, ich bin es nicht mehr. Die Zeit der Romane ist für mich vorbei; besonders jetzt, wo ich im Begriffe stehe, meine Tochter mit seinem Neffen zu verheirathen. Vorwärts, denken wir nur noch daran, Großmama zu sein. Verbergen wir unter diesem häßlichen Alles, was von Jugend auf meinem Gesicht übrig blieb! . . . Stürzen wir uns in die Werke der Wohlthätigkeit und in die nützlichen Bücher! Wenn eine Frau von vierzig Jahren wohlthätig wird, seid überzeugt, daß auch diese Warmherzigkeit eine Art Liebe ist.

### Zweiter Auftritt.

Vorige. Sevin, Miß Jackson, Julie.

**Sevin.** Frau Marquise, hier sind die letzten Statuten der Stiftung.

**Marquise.** Wohlan, nehmen Sie Platz, Herr Sevin. Ich höre. (Alle setzen sich. Marquise und Sevin links, Julie und Miß rechts, arbeitend.)

**Sevin** (leise). „Artikel 71. Jede Pensionäri: unseres Asyls, welche zweimal beim Morgen- oder Abendgebete fehlt, welche die Ordnung durch profane Lieder stört oder welche der Frau Oberin oder den vorstehenden Damen nicht Gehorsam leistet, welche Briefe schreibt oder empfängt von ihrem Verführer . . .“

**Marquise** (leise). Ueber schlagen Sie das, Herr Sevin!

**Sevin.** Herr . . . brrr . . . „Ober welche einen Roman in das Haus bringt, wird unverzüglich davon geschickt und unwürdig erkannt, die Wohlthaten unseres Asyls zu genießen.“

**Marquise.** Gut, namentlich die letzte Clause. Julie, was sagst Du zu dem Roman-Verbot?

**Julie.** Was wollen Sie, Mama: Ich würde fortgeschickt!

**Marquise.** Pfui, Julie!

**Sevin.** Wie, Fräulein, was muß ich hören?!

**Miß** (mit englischen Accent). Oh, Miß Julia!

**Julie.** Ich möchte doch wissen, warum es

ein so großes Verbrechen ist, einen Roman zu lesen! Ich habe es nie verstanden.

**Marquise.** Julie, mein Kind, man muß nie von Dingen sprechen, die man nicht kennt.

**Julie.** Einverstanden, ich kann aber über Romane sprechen, da ich solche gelesen habe. Und ich werde noch andere lesen.

**Miß.** Oh ja, englische Romane, das ist ein Unterschied!

**Julie.** Englische und französische! Ich las zum Beispiel . . .

**Marquise** (sie unterbrechend). Julie! . . . Herr Sevín, Sie kennen sie viel zu gut, um ein Wort von alledem zu glauben.

**Sevín.** Ich bin fest überzeugt, daß Fräulein Julie . . .

**Julie.** Herr Sevín, Herr Sevín! Wenn Sie noch ein Wort sagen, so brodire ich statt dieser arabischen Schürkel, die ich auf meiner Stückerlei copie, in gutem Französisch: Ich habe Romane gelesen, und zeichne achtungsvollst Julie de Montrichard.

**Marquise.** Herr Sevín, heben Sie gefälligst meine Scheere auf! (Welle zu ihm.) Reizen Sie sie nicht, ich bitte Sie darum.

**Sevín.** Das würde eine etwas romantische Tapissierrie abgeben. (Waise.) Ich übergehe die letzten Artikel unserer Statuten über die Uniform, die Aussteuer; Sie haben das Alles vortrefflich angeordnet. Graues Kleid, weißer Schleier, Schürze von Zwisch . . .

**Julie.** O pfui, Zwisch! Ich will seidene Schürzen und die Taschen mit blauen Bändern eingefast.

**Marquise** Nein, Zwisch ist gut. Es ist schlicht und schickt sich für so arme Geschöpfe.

**Julie.** Dann sehen sie ja aus wie Aschenbrödel. Geben Sie ihnen doch noch grüne Pantoffeln!

**Sevín** (hier). „Nachdem die Artikel der Constitution vorgelesen,“ denn, gnädige Frau, es ist eine wahre Constitution, eine Verfassungsurkunde, die Sie da unserem Ajyl geben . . . „werden die Pensionärinnen aufgenommen und besitzern vor der Frau Oberin und den vorstehenden Damen.“

**Julie.** Welcher Marsch wird dazu gespielt? Der aus „Semiramis?“ Tra la la la.

**Sevín.** Wirklich, Fräulein Julie hat einen guten Gedanken: ein wenig Musik würde nichts schaden. (Zur Marquise.) Wenn man Ihren schönen Hymnus wählte: „Himmelskönigin, Dein Wolfenthor!“ . . .

**Julie** (geht zur Marquise). Mama, wissen Sie, was das Finale sein sollte? Eine rasende Polka. Ach, Herr Sevín, ich möchte Sie tanzen sehen!

**Marquise.** Julia!

**Miß.** Oh! Miß Julie!

**Marquise.** Ich begreife nicht, wie sich meine Tochter solcher Ausdrücke bedient! (Zu Julie.) Gewiß, damit Du Dich von aller Welt närrisch nennen hörst.

**Julie.** Das ist kein großes Unglück närrisch zu sein. Nur um diesen Preis hat man die Freiheit zu thun was uns beliebt.

**Miß.** Oh! Miß Julie!

**Marquise** (seufz). Julie, Du machst mir viel Kummer.

**Sevín.** Nein, Fräulein, man wird niemals sagen: die närrische Fräulein Julia! . . . Sie können es anfangen, wie Sie wollen, immer wird es heißen: die liebenswürdige, die muthwillige Fräulein Julie!

**Julie.** Schnell, den Rotar und Zeugen! Herr Sevín hat mir eine Schmeichelei gesagt.

**Sevín.** Was ist da Unhergewöhnliches?

**Marquise.** Sie haben viel Geduld, Herr Sevín. Ja, was ich sagen wollte, wissen Sie etwas Neues über die Candidatur meines zukünftigen Schwiegersohns? Dem armen Louis de Saqueville ist so viel an seinem Abgeordnetenstuhl gelegen! . . .

**Julie.** Dem armen Louis de Saqueville! Sie bemitleiden ihn, weil er mein Bräutigam ist. Sie haben vielleicht nicht Unrecht.

**Marquise.** Im Uebrigen werden wir es bald aus seinem eigenen Munde hören, denn ich erwarte ihn heute mit seinem Onkel, dem Oberst, der von Africa zurückkehrt.

**Sevín** (lachend). Ach ja, dem Don Luischotte, wie man ihn nannte.

**Julie** (zu ihrer Mutter). Warum Don Luischotte, Mama?

**Marquise.** Wegen seines heldischen und ritterlichen Muthes. Eines Tages rettete er sein Regiment, indem er ganz allein einen Hohlweg gegen eine Wolke von Arabern verteidigte.

**Sevín** (wichtig). Wie Horatius Cocles!

**Julie.** Ach Gott, hat er nur noch ein Auge?

**Marquise** (sternend). Nein, er kam davon mit sechs Wunden.

**Julie.** Sechs Wunden! . . .

**Marquise.** Ein andermal fiel auf dem Rückzug der Sohn der Marketenberin, ein Junge von zwölf Jahren und Trompeter-Aspirant, von einer Kugel getroffen zur Erde und rief:

„O meine Mutter!“ Der Oberst hört es, eilt herzu, hebt ihn unter einem Regentropfen zu sich auf das Pferd und bringt ihn seiner Mutter.

**Julie.** Und der Junge war gerettet?

**Marquise.** Ja, aber der Oberst wäre beinahe ums Leben gekommen.

**Julie** (tröstl.). Er war verwundet?

**Sevin.** So sehr, daß, als die Soldaten seinen Rost öffneten, sie auf seiner Brust ein Medaillon fanden mit einer Locke.

**Marquise.** Gewiß ein Andenken seiner Mutter.

**Julie.** Oh, ich bin sicher, daß es nicht so ist! . . .

**Marquise.** Julie!

**Miß.** Oh! Miß Julia!

**Julie.** Sieh da, der Bagen des Herrn Louis. Wer ist denn der Herr neben ihm?

**Marquise** (bewegt). Ohne Zweifel sein Onkel! . . .

**Sevin.** Herr Louis bleibt zurück, um mit dem Pächter zu plaudern.

**Julie.** Weil er ein Wähler ist. Wir werden ihn lange nicht sehen.

**Sevin.** Da kommt der Oberst!

**Marquise.** Schon! (Zurück.) O, ich habe nicht den Muth, ihn gleich zu sehen. (Zust.)

**Julie . . .** Miß Jackson! . . . Empfangen Sie den Oberst statt meiner. Es ist die Poststunde, und ich habe noch zwanzig Biletts für unser Comité zu schreiben. (Mit Sevin ab.)

**Miß.** Sehen Sie sich, Miß Julia.

### Dritter Auftritt.

Varige. Der Oberst.

**Oberst** (noch hinter den Coulissen). In diesem Salon, nicht wahr? Ich danke sehr, bemühen Sie sich nicht weiter! (Tritt auf, für sich.) Das Herz schlägt mir. Sie ist nicht da. (Wartet für Julie und der Miß.) Entschuldigung! meine Damen, man hat mir gesagt, die Frau Marquise . . .

**Julie** (arbeitend). Die Frau Marquise war noch vor fünf Minuten hier, aber sie ist fort, als sie Sie anmelden hörte, Herr Oberst.

**Oberst.** Sie flieht mich!

**Julie.** Beruhigen Sie sich, gewiß um Ihnen zu Ehren eine andere Coiffüre aufzusetzen.

**Oberst.** Glauben Sie?

**Julie.** Ich hoffe es; denn stellen Sie sich vor, sie hat die Gewohnheit, ihre schönen Haare unter einem abscheulichen Häubchen zu verbergen.

**Oberst.** Wie, sie trägt Hauben?

**Julie.** Ich zähle auf Sie, Herr Oberst, um das Alles zu ändern.

**Oberst** (sticht sie an). Ich! Aber täusche ich mich nicht? Dieser Blick, diese Stimme! . . .

**Julie.** Sollte mich der Herr Oberst de Saqueville nicht wieder erkennen?

**Oberst.** Julie! Fräulein Julie! . . . (Mit Wahrung.) Wenn ich Sie ansehe und höre, verschwinden diese zehn Jahre auf einmal. Es kommt mir vor, als wäre ich wieder in jenen Zeiten . . .

**Julie.** Wo Sie mich auf den Armen in die Oper trugen . . .

**Miß.** Oh! Miß Julia! . . . For shame!

**Julie.** Beruhigen Sie sich, meine Liebe; ich war damals acht Jahre . . . (Vorstellend.) Miß Jackson, meine Erzieherin, mein Schupengel . . . ein vielbeschäftigter Engel, glauben Sie mir!

**Oberst** (sticht sie an). Wie! Das ist also das schöne junge Mädchen, das meine Nichte werden soll! . . . Denn das ist gar keine Frage: mir wird das Recht zustehn, Sie meine Nichte zu nennen . . . und Sie sogar zu umarmen . . . trotz meinem Herrn Kessen!

**Julie.** O, Ihr Kesse! . . . Wissen Sie, was das Beste an Ihrem Kessen ist? Sein Onkel.

**Oberst.** Vorwärts, verwöhnen Sie mich nicht! **Julie.** Ach, Sie haben mich so sehr verwöhnt, als ich ein Kind war. Aller Welt stöhnten Sie mit Ihrem großen Schnurrbart Furcht ein, aber ich . . .

**Oberst** (lachend). Sie zupften mich daran.

**Julie.** Ja, es ist wahr. Sie kamen auch immer mit allen Taschen voll Puppen und Bonbons, und da ich schon damals fett war und gern naschte . . . fragten Sie nur Miß Jackson, die mich gebildet hat.

**Miß.** Oh! Miß Julia!

**Julie.** Erinnern Sie sich, daß ich nur durch Ihre Vermittlung in die Oper kam vor . . . dem gesetzlichen Alter.

**Oberst.** Ja, und daß Sie eingeschlafen waren vor dem Ende . . . und daß ich Sie in Ihrem Wagen trug!

**Julie.** Da sehen Sie, wie schlau ich schon damals war! Nun, ich schlafe auch heute noch in der Oper ein, aber ich habe keinen patentirten Träger mehr.

**Oberst.** Und mein Kesse?

**Julie.** Herr Oberst, sehen Sie sich einmal diese Stiderei an . . . und bewundern Sie! Nicht wahr, ich bin geschickt geworden?

**Oberst.** Ein Vers aus dem Koran. Wer hat Ihnen diese Zeichnung geschickt?

**Julie.** Mama hat sie aus Algier kommen lassen.



**Oberst** (bewegt). Wirklich?

**Julie**. Stellen Sie sich vor, seit zwei Jahren . . . seit dem Tode meines armen Vaters ist bei uns Alles nach arabischem Geschmack.

**Oberst**. So?

**Julie**. Arabische Dessins! Arabische Stoffe! Arabische Ansichten! Ich weiß nicht, ist es Ihnen zu Ehren . . . aber wir leben hier wie die Kinder der Wüste. Nicht wahr, Miß Jackson?

**Miß**. Oh! Miß Julia!

**Julie**. Sagen Sie nicht: „Oh! Miß Julia!“ das ist nicht shoking! . . . Vorwärts, Herr Oberst, da meine Mutter noch nicht kommt, so erlauben Sie mir, daß ich ihre Rolle spiele und setzen Sie sich zu mir. (Untersucht sich selbst.) Wissen Sie eine komische Sache?

**Oberst**. Nun?

**Julie**. Sie schienen mir vor zehn Jahren viel älter, als heute.

**Oberst**. Wirklich?

**Miß**. Das ist ganz einfach, meine Liebe, weil Sie zehn Jahre älter sind.

**Julie** (lachend). Und er . . . Miß Jackson . . . ist er denn nicht auch zehn Jahre älter?

**Miß**. Doch.

**Julie** (lachend). Das mein' ich schon! (Zent.) Und doch ist es wahr. Vor zehn Jahren machten Sie mir den Eindruck eines Ahnherrn, Sie hatten für mich etwas wie von einem lieben Gott!

**Oberst**. Und heute etwas von einem guten Teufel!

**Julie** (lachend). Ja, das ist; von einem guten Teufel, der Eroberungen, Razziäs macht! . . . Herr Oberst, sind Sie schon verwundet gewesen?

**Oberst**. Hier und da, wie Jedermann.

**Julie**. Und ohne Zweifel in romantischen, ergreifenden Situationen?

**Oberst**. Ach, nichts ist profaischer und banaler! Anonyme Säbelhiebe! Kugeln, die sich in der Adresse irren . . . ein kleiner Stoß in die Brust . . . ein kleines Frösteln im Janern . . . dann dreht sich Alles um uns . . . Weiter nichts!

**Julie** (nach einer Pause). Ach, Herr Oberst . . . in welchem Alter tritt man bei den Trompetern ein?

**Oberst** (lachend). Sie haben es überschritten . . . also brauche ich Ihnen nicht zu antworten. Sie sagen mir also, daß Alles in diesem Hause arabisch ist?

**Julie** (zeigt ihm ein Bild an der Wand). Da sehen Sie! Eine Ansicht von Algier, die meine Mutter gestern kaufte.

**Oberst**. Sie hat eine Ansicht von Algier gekauft! . . . (Betrachtet sie mit Wüthung.) Dieses kleine

Häuschen mit der Terrasse . . . dort habe ich gewohnt, als ich aus dem Spital kam.

**Julie** (schreit). Ja, als Sie den kleinen Trompeten gerettet hatten.

**Oberst**. Wie, Sie wissen? . . .

**Julie**. Ja.

**Oberst**. Nun denn, ich werde ihn Ihnen zeigen, wenn Sie nach Afrika kommen, denn ich entführe Sie mit Ihrer Frau Mutter.

**Julie**. Ich verlange nichts Besseres. Sie lassen uns dann, ich weiß nicht wie viele Beduinenstämme kommen, die uns Straußenfedern, Datteln bringen und Exercitien vormachen. Wir nehmen Herrn Sewin mit.

**Oberst**. Wer ist Herr Sewin?

**Julie**. Der Helfershelfer meiner Mutter in allen wohlthätigen Werken . . . ein sehr frommer Mann . . . die Tugend ist sein Fach.

**Oberst**. Ah!

**Julie**. Ein kleiner Tartüffe, den ich nicht ausstehen kann. Wir nehmen ihn mit, damit er den Arabern predigen kann; Ihr Kesse studirt die Frage der Colonisation; Sie und ich, wir schleifen einige Dörfer und verkaufen Miß Jackson an Abd-el-Kader.

**Miß**. Oh! Miß Julia! For shame!

**Julie** (bricht in übermüthiges Lachen aus).

#### Vierter Auftritt.

Vorige, Sewin.

**Sewin**. Herr Oberst! . . .

**Julie** (steht zum Oberst). Besagter Sewin.

**Sewin**. Herr Oberst, die Frau Marquise muß noch einen Brief vollenden und bittet Sie, unterdessen einen Spaziergang im Garten zu machen.

**Oberst** (empfindlich). So?

**Julie** (wie oben). Ich hatte Recht, nicht wahr? Unausstehlich!

**Oberst**. Ein sehr wichtiger Brief, wie es scheint . . . Es ist gut.

**Julie**. Wohlau, Herr Oberst, dann entführe ich Sie und lasse Sie eine Spaziersfahrt im Kahn machen . . . auf einem Froschteich, den wir einen Kanal nennen. Sie werden sehen, welch süßne Schifferin ich bin!

**Miß**. Miß Julia, die Frau Marquise hat Ihnen verboten . . .

**Julie**. Sie wissen wohl, Miß Jackson, daß Miß Julia sich Alles erlaubt, was die Frau Marquise ihr verbietet. Vorwärts! Wer mich liebt, folgt mir! (Singend mit dem Oberst ab.)

**Miß Jackson** (steht ihr außer sich). Miß Julia! Miß Julia! Oh! my dear! . . . Sie ist verrückt . . .

## Fünfter Auftritt.

Ewin. Die Marquise.

**Marquise** (mit Papieren in der Hand). Ich habe meinen Entwurf beinahe ganz verbessert.

**Ewin**. Ich hoffe aber, daß Sie im Kapitel über die Wittwen nichts geändert haben.

**Marquise**. Nein, dort nicht . . . aber hier . . . Lassen Sie mich einen Augenblick, ich möchte diese Stelle vollenden. (Sie setzt sich an den Schreibtisch.)

**Ewin**. Wenden Sie nur nicht zu viel. (ab.)

## Sechster Auftritt.

**Die Marquise** (allein). Sie wirft die Papiere unwirsch auf den Tisch. Ach, was kümmern mich die Bücher! die Statuten! Wohl kann ich diese Blätter lesen und wieder lesen, mein Auge sieht nicht, was da geschrieben steht. (Legt die Hand auf's Herz.) Nur was hier geschrieben steht, lese ich! Ich fürchte mich. Ich fliehe vor diesem Widersprechen! Ich wage es nicht, diesen ersten Blick zu ertragen, der mir Alles sagen wird: mein Alter . . . meinen Wechsel . . . seine zerstörte Liebe, meine verlorenen Hoffnungen! O, ich bin feig! Ich ließ ihn bitten, mich im Park zu erwarten . . . Warum? . . . Um ihn an meinem Fenster vorübergehen zu sehen, ohne daß er mich bemerkt! . . . Ich habe ihn gesehn! Diese zehn Jahre lasten auch auf seinem Haupte und haben ihre Spuren zurückgelassen! Sein Gang ist weniger gebieterisch, sein Gesicht weniger blühend, aber . . . aber ich hätte mehr graue Haare zu finden gewünscht! . . . Kaum ein paar weiße Fäden, die seine Schläfe versilbern! Es ist wahr, daß ich . . . gar keine weißen Haare habe. (Entsetzt.) Wenn ich versuchen würde, mich zu vertheidigen? . . . Ich habe noch meinen jugendlichen Haarschmuck . . . Wenn ich ihm die Aufgabe ertheilte, dieses Gesicht zu beschützen, zu verbergen, welches ach! ich fürchte sehr, das Alter meines Geburtscheines verräth! Nun, umso mehr habe ich Grund, um die Kunst, den Fuß zu Hülfe zu rufen! Vorwärts, es ist ausgemacht! . . . Aber wenn ich besiegt werde? . . . Wohlan, so bin ich besiegt, aber ich werde doch nicht ohne Kampf auf das Glück verzichten.

## Siebenter Auftritt.

Säugige Julie. Miß Jackson.

**Miß** (außer sich). Oh! Miß Julia! Oh! my dear! Oh! Frau Marquise! Wie sehr böse sein! **Marquise** (für sich). Was gibt es denn?

**Miß**. Oh! Da ist sie! Wenn Sie ertrunken wären! . . .

**Julie** (lacht laut).

**Marquise**. Ertrunken? Was ist geschehen?

**Julie**. Nichts, nichts, liebe Mutter! . . . Es ist mir kein Unglück begegnet! . . . (Lachend.) Bloss der Herr Oberst ist pudelnah.

**Marquise**. Der Oberst!

**Julie** (lachend). Er sah aus wie ein Neptun mit seinem hängenden Schnurrbart! . . .

**Marquise** (ungeduldig). Was ist denn eigentlich begegnet, unglückliches Kind?

**Julie**. Oh, das ist sehr einfach! Höre, liebe Mutter! Sie haben mir den Oberst mitgegeben, um ihn zu zerstreuen . . . Ich wollte ihn eine Kahnfahrt machen lassen.

**Marquise**. Aber Du weißt ja, daß ich es Dir verboten habe . . .

**Miß**. Ich habe es ihr gesagt, Frau Marquise.

**Julie**. Oh, ich bezeuge es, — sie hat ihre Pflicht gethan! Aber nun sah er einmal, trotz Miß Jackson, im Kahn! . . . Wirklich, Mama, es war ein lächerliches Schauspiel! Am Ufer Miß Jackson ganz verthört und in Thränen, wie eine Henne, die eine Ente ausgebrütet hat und sie ins Wasser springen sieht. Im Schiff: Herr Louis de Saqueville junior, mein künftiger Herr Gemahl, . . . zitternd vor Furcht umzukippen und . . . seine gelben Handschuhe naß zu machen. Der Oberst: ebenfalls zitternd . . .

**Marquise**. Er?

**Julie**. Ja, ja . . . zitternd! . . . aber für mich! Und er sagte mir: Fräulein, Fräulein, halten Sie sich nicht aufrecht! — Herr Oberst, halten zu Gnaden, wo wäre sonst die Grazie? — Fräulein! Fräulein! rief darauf Herr de Saqueville junior. . . Sie werden uns verfallen lassen! — Ach, was sind die Männer für Memmen! — Und ich belustigte mich, indem ich den Kahn heftig schaukelte, um ihn noch bleicher zu machen.

**Marquise**. Aber . . .

**Julie**. Warten Sie doch aufs Ende, Mama! Plötzlich machte ich solch eine heftige Bewegung, daß der Kahn sich neigt . . . Wir fallen . . . Was thut der Oberst? Er springt ins Wasser!

**Marquise**. Himmel!

**Julie**. Der Kahn, dieses Gewichts entledigt, erhebt sich wieder . . . und er . . . gleich einem Gott des Meeres . . . wie ein Triton . . . oh, es war reizend! . . . es war mythologisch! er stieß schwimmend das Schiff bis ans Ufer, wo wir mit heiler Haut ans Ufer stiegen und — unserem Lebensretter dankten!

**Marquise**. Aber er! . . . er! . . .

**Julie** (lachend). Er spie Wasser wie ein Wallfisch.

**Marquise.** Aber was ist aus ihm geworden? Das kann ihn krank machen!

**Julie.** O, das ist ihm ganz gleich! Er wollte ja nicht einmal mit seinem Knecht zurück, und Herr Sevín brachte ihn in seine Wohnung, um ihn auszutrocknen.

**Marquise.** Ach, das beruhigt mich!

**Julie.** O, welche Idee! Ich möchte, er würde gar nicht trocken. Wir würden ihm dann unser Othello-Costüm von unsern letztjährigen Charakteren geben! . . . Das wäre köstlich.

**Marquise.** Julie!

**Julie.** Und wenn der Pfarrer käme, würde man ihm sagen, daß es ein Beduine ist. O Gott! mich trifft der Schlag, wenn man ihm nicht das Othello-Costüm gibt!

**Marquise.** Wirklich, Du wirst mit jedem Tage närrischer. Statt dem Oberst ein Othello-Costüm zu schicken, lasse ich ihm gleich Malaga, Rum und Thee bringen.

**Julie.** Beruhigen Sie sich, liebe Mutter! Er ist bei Herrn Sevín, der sich nie etwas fehlen läßt.

**Marquise.** Geh, es gibt Tage, wo man glauben kann, Du habest gar kein Herz.

**Julie** (glücklich entz.). Ich, liebe Mutter?! (Mit Seufz.) Wissen Sie denn nicht, wie sehr ich Sie liebe?!

**Marquise** (glücklich). Das ist ein Wort, das mir wohl thut. Ich fürchte immer, daß man Dich schlecht beurtheilt. (Unruhig sitz.) Mein Bildfang, ich will thun, was Du versäumt hast (Im Abgehen, für sich.) Und mich auf einen schweren Kampf vorbereiten!

### Achter Auftritt.

Julie. Miß Jackson.

**Miß** (nimmt ihre Arbeit und setzt sich links).

**Julie** (für sich). Afrika! Die Wüste! (Singt.) „Die Liebe wacht, o mein Geliebter! . . . Ist es so recht?“

**Miß.** Ganz recht, Miß Julia. Aber warum immer das Lied von der Wüste? Ein wenig Bellini jetzt! . . .

**Julie.** Ich liebe diese hinterbende Weise. Das muß herrlich sein, Nachts bei Mondschein im Lager! . . .

**Miß** (sentimental). Ja, aber Bellini! . . .

**Julie.** Miß Jackson!

**Miß.** Was, Miß Julia?

**Julie.** Miß Jackson, haben Sie auch schon geliebt?

**Miß.** Oh! Miß Julia! For shame! . . .

**Julie.** Vorwärts, sagen Sie es offen! es ist

unmöglich, daß man mit so blauen Augen keine Leidenschaft einlösen und selbst empfinden kann. Gesehen Sie es, daß Sie geliebt haben?

**Miß.** Pfui, Miß Julia! Wenn die Frau Marquise Sie hörte! . . .

**Julie.** Ich möchte wissen, woran man erkennt, ob man liebt.

**Miß.** Die Kennzeichen der Liebe hat Shakespeare so beschrieben: „Das Wammis schlecht zugeknüpft, keinen Hut auf dem Kopf, die Strümpfe auf die Fersen niederhängend . . .“

**Julie.** Ach, pfui, Miß Jackson! Wenn ich die Augen schließe, so sehe ich große Kameele mit goldenem Geschirr, schnaubende Araberpferde, Hintenschäfte, haushohe Cachemire-Ballen, Teppiche mit Vögeln darauf, und hunderttausend sonnenverbrannte Menschengesichter, welche schreien: Hoch die Frau Marquise! Hoch die Frau Gouverneurin! . . .

**Miß.** Oh, wie sehen Sie so viele Sachen?

**Julie.** In meines Geistes Auge, wie Hamlet sagt. Nicht wahr, das muß schön sein?

**Miß.** Oh! Miß Julia! Möchten Sie wirklich nach Algier?

**Julie.** Ja, meine Liebe! Können Sie Karten schlagen?

**Miß.** Nein.

**Julie.** Ich muß eine Wahrsagerin sprechen, um zu wissen, ob ich nach Algier komme.

**Miß.** Sie werden mit Herrn Louis de Saqueville dahin reisen, um seinen Dukel in Algier zu besuchen.

**Julie.** O, ich möchte keine zehn Meilen mit Herrn Louis reisen.

**Miß.** Oh! Miß Julia! Ein so liebenswürdiger junger Mann!

**Julie.** Liebenswürdig? Ja, für seine Wähler. Aber wird seine Frau sich langweilen! . . .

**Miß.** Nein, Miß Julia; Sie werden sich nicht langweilen!

**Julie.** Nein, ich werde mich nicht langweilen, ich schwöre es. Miß Jackson, ohne Spaß, ich bin leidenschaftlich verliebt. Wenn Sie fortfahren, Ihre Augen aufzusperren und so Ihren Mund zu öffnen, wie ein Vriestasten, so begehre ich Tollheiten und schicke meinem geliebten Gegenstand eine vierseitige Liebeserklärung. Trauen Sie mir das nicht zu?

**Miß.** Oh! Miß Julia! Ist es möglich! Wie, Sie lieben Herrn Louis de Saqueville nicht mehr? Wen denn?

**Julie.** Wen denn! wen denn? Das ist furchtbar schwer zu errathen. Wollen Sie jetzt die Dumme spielen? Vorwärts, wagen Sie es zu

sagen, daß der Onkel nicht mehr werth ist, als der Keffe! Wogen Sie es nur, und ich krage Ihnen die Augen aus! Sagen Sie, wenn Sie es wagen, Uebles vom Onkel!

**Mich** (erschrocken). Oh! Mich Julia!

**Julie**. Ich will wissen, was Sie gegen meine Wahl einzuwenden haben.

**Mich**. Erstens, Sie sind nicht mehr frei.

**Julie**. Zweitens, ich mache mich frei.

**Mich**. Und dann, er hat fünfundvierzig Jahre.

**Julie**. Er scheint nicht mehr als vierundvierzig ein halb. Ich liebe die Männer so. Und dann . . . Er hat einen schönen Schnurrbart, den ich ihm mit Papißoten wickeln werde, und er hat noch ganz schwarze Augen. Eine solide Farbe!

**Mich**. Aber bald wird er grau werden.

**Julie**. Bald! Bald ist niemals. Ich weiß nicht wann er grau wird . . . nächstes Jahr vielleicht . . . nach der Saison . . . im Augenblick, wo wir in die Bäder reisen. Was liegt daran? Wir reisen nach Algier. Er wird General. Großer Triumph-Einmarsch . . . man gibt mir geschnittene Schärpen, arabische Pferde, Armbänder und Sie — verheirathen wir an einen Scheik!

**Mich**. Ein Scheik!

**Julie**. Ja, ein Scheik. (Reicht ihr einen Saoul.)

Waschen Sie mir einen Turban damit. (Während Mich Jackon sie damit coiffirt.) Dann kommt der Augenblick, wo man in den Krieg zieht. Herzzerreißender Abschied! Ich erwarte die Depeschen vom Kriegsschauplatz mit bangender Ungeduld. Sie lesen mir dann den „Moniteur“ vor. Ich lagere mich auf einem Divan in einem kleinen Salon, mit blaugeblühtem Satin, auf dessen Rand Koransprüche stehen. Dort darf kein Profaner eindringen. Meine Mutter wird ihren langweiligen Herrn Sevin mit den Regenschirmen vor der Thüre lassen . . . Segen Sie mir doch den Turban besser auf! etwas schief! verwegen!

**Mich**. Und dann wird eine Depesche kommen und wir werden lesen: „Der Herr General ist getödtet.“

**Julie**. Ach was, — wie könnte das uns beugen! — Ich sehe wirklich gut aus mit diesem Turban. Ist man denn je eine Wittve mit zwanzig Jahren?! Aber da sehen Sie mich an

und sagen Sie mir, ob ich nicht geduldet bin, um die Frau eines Paschas oder eines Generals in Algier zu sein! . . . Wirklich, ich will nur noch Turbane tragen!

**Mich**. Oh! Mich Julia! Es ist die Stunde, wo Herr Louis de Saqueville kommt. Legen Sie das ab.

**Julie**. Oh! Mich Jackon! Und wenn sogar der Onkel auf seinem großen Schlachttroß hergaloppirt käme, mein Ehrenwort! Ich würde mich hinaufschwingen und mit ihm galoppiren! In die Wüste! in die Wüste! — Ich höre jemand.

**Mich**. Oh! Mich Julia! Ach, er ist es selbst! Um Gotteswillen, legen Sie den Turban weg! Mein Gott, was wird er denken.

### Herunter Austritt.

Horize. Der Oberst.

**Julie** (salutirend). Salamaled!

**Oberst**. Meistum Salam! Sie sind reizend in diesem Kostüm. Ist Ihre Frau Mutter nicht da?

**Julie**. Nein, wie Sie sehen.

**Oberst**. Sie gleicht der Vorlesung, denn sie zeigt die Wohlthat und verbirgt die Wohlthäterin. Sie hat zu Herrn Sevin Speisen und Stärkungen geschickt, um zehn Extrantene zu retten, und wenn ich sie suchen und ihr danken will . . . Wo ist sie denn?

**Julie**. Sie ist in ihrem Zimmer und corrigirt mit Herrn Sevin einen Entwurf. Beschreiben Sie sich; Sie gehören mir.

**Oberst**. Ich bescheide mich ohne Schwierigkeiten, denn ich komme vornehmlich, um Sie zu sehen und zu sprechen. Aber was thaten Sie denn vorhin? Spielten Sie mit Mich Jackon Charaden?

**Julie**. Fragen Sie sie, was wir thaten und sprachen.

**Mich** (zu Mich). For shame!

**Oberst**. Ich fürchte, ich komme als Störenfried. Und doch muß ich mir fünf Minuten für eine Unterredung erbitten, denn ich muß Sie sprechen — und zwar allen Ernstes.

**Julie**. In der That, Sie machen da eine Miene, wie zu einer Raglia. Mich Jackon, haben Sie die Freundlichkeit und übernehmen Sie meine Stiderei. Nehmen Sie Platz, Herr Oberst.

**Oberst**. Ich bedauere so alt zu sein, wenn ich die Fröhdlichkeit Ihres Alters sehe. Sagen Sie mir, haben Sie gestern Louis gesehen?

**Julie**. Ob ich ihn gesehen habe? . . . Warten Sie . . .

**Louise**. wie, das wissen Sie nicht?

**Julie**. O ja, ich besinne mich . . . seinen Braunen, der die Ohren so schwarz

**Oberst**. Worüber sprachen Sie?

**Julie**. Das ist ja ein förmliches Best

**Oberst**. Sie plauderten zusammen?

**Julie**. Wahrscheinlich. Aber worüber

Er ritt  
t trägt.

oder.

er? . . .

Ich habe es vergessen. Ohne Zweifel über die Wästen.

**Oberst.** Er hat Unrecht, davon auch mit Andern, als seinen Wählern zu sprechen; aber ich fürchte, Sie haben sich vielleicht ein wenig mit ihm gekantet.

**Julie.** Ich, mit ihm kanten? O, mein Gott, nein! Ein Kant mit ihm! . . . Ich kante mich nur mit Leuten, die . . . Sehen Sie, vielleicht mit Ihnen würde ich mich kanten.

**Oberst.** O, ich hoffe, niemals Ihren Zorn zu verdienen. Hören Sie mich an, mein liebes Kind . . . Erlauben Sie, daß ich Sie so nenne? Wir Männer werfen den Frauen vor, sie seien anspruchsvoll und empfindlich, und wir sind hundertmal anspruchsvoller und empfindlicher als sie. Sehen Sie, für einen Mann ist es ein sehr grausamer Schmerz . . . zu lieben, eine Neigung zu hegen, die wir nicht getheilt fühlen. Sie behandeln meinen armen Louis zu grausam.

**Julie.** Wie so?

**Oberst.** Ich habe es selbst erkannt. Sie haben für ihn nicht . . .

**Julie.** Was soll ich denn haben?

**Oberst.** Das Alles ist sehr heftlich zu sagen . . . aber Sie entschuldigen die Indiscretion eines Mannes, der so lange unter den Wilden gelebt hat . . . Sie scheinen für ihn nicht diejenige Zuneigung zu haben, worauf eine Person, die Ihnen bestimmt ist, Anspruch erheben darf.

**Julie.** Er findet, ich liebe ihn zu wenig?

**Oberst.** Er ist deswegen in Aufregung und Verzweiflung, statt zu trachten, diese Zuneigung in Ihnen zu erwecken . . . Vorwärts, meine liebe Julie, sprechen Sie zu mir mit offenem Herzen . . . In meinem Alter kann man diese Offenheit schon fordern . . . Obwohl ich alt bin, liebe ich doch die Jugend . . . Nun denn, daß Sie Louis nicht lieben, liegt vielleicht an zwei Ursachen: entweder lieben Sie noch Niemand . . . das ist es ohne Zweifel . . . Sie sind ja so jung . . . und Ihre Erziehung . . .

**Julie.** Wirklich ja, im Kloster verbot man uns das und — an den Regeln zu heißen.

**Oberst.** Sie sagen das so eigen . . . Sehen Sie mich an, ich bin ein bißchen Physiognom. In diesem hübschen Vächeln sehe ich ein verzogenes Mäulchen, das mich erschreckt . . . Schließlich kann man ja seinem Herzen nicht befehlen . . . Vielleicht haben Sie geglaubt, anderweit suchen zu müssen, was Louis fehlt . . . Diese gewinnende Lebhaftigkeit, diese Schwärmerei, welche man in Ihren Jahren für den Beweis einer wahren Neigung hält. (Sie nicht zustimmend.) Das befürchtete

ich! Hören Sie mich, Sie sind sehr jung, sehr hübsch . . . ohne Erfahrung. Das sind Alles große Gefahren, um eine Zuneigung übel anzuwenden; aber Sie haben ja neben sich eine gute Mutter, die Sie liebt und die nur für Sie lebt!

**Julie.** Sie ist meine beste Freundin.

**Oberst.** Sie sollen Ihre Mutter um Rath fragen.

**Julie.** Sie corrigirt aber ihre Entwürfe.

**Oberst.** (nach einer Pause.) Ah, Sie lieben also! . . . Und zwar nicht den armen Louis, welcher . . . Ich will Ihnen nicht mehr davon sprechen . . . Fragen Sie sich, ob so viel Reiz, ein so edles Herzchen einem Dummkopf angehören soll.

**Julie.** Nein, nie!

**Oberst.** Ihre Bestimmtheit macht mich ruhig. Ich glaube, er ist Ihrer würdig . . . Weiß Ihre Mutter, daß Sie ihn lieben?

**Julie.** Nein, sie corrigirt! . . .

**Oberst.** Ah, lassen Sie diese Scherze. Wir reden über das Glück und Unglück Ihres ganzen Lebens, mein liebes Kind. Ich zittere, wenn ich denke, daß ein Mann ein armes junges Mädchen bezaubern kann, weil er gut tanzt.

**Julie.** (lacht.) O, ich wette, er tanzt sehr schlecht.

**Oberst.** Um so besser, wenn Sie ihn nach empfehlenswertheren Vorzügen beurtheilen; aber warum spricht er nicht mit Ihrer Frau Mutter?

**Julie.** Ah, ich weiß ja nicht, ob er an mich denkt.

**Oberst.** Ob er an sie denkt? . . . Ah, Julie, Julie! . . . Das ist so ein Roman, wie man sie mit zwanzig Jahren hat! Sie lieben einen Unbekannten, der Sie bei Mondschein vor einer Gefahr errettet haben wird.

**Julie.** Vielleicht.

**Oberst.** Karretieren, mein Kind, beweinenwerthe Karretieren! Da wäre der Contretanz noch tausendmal besser! Wie, er weiß nicht, daß Sie ihn lieben? Ist er denn ein Dummkopf?

**Julie.** (lächelnd.) Ja . . . oder vielleicht denkt er nicht daran.

**Oberst.** Sie sind nicht recht geschickt, mein armes Kind; aber da sind Sie ja mit einem Mal ganz ernst und wechseln die Farbe! Ist es eine Thräne, was ich da in Ihren großen Augen sehe? . . . Arme Jugend! arme Jugend! Wieviel Leid bereitet sie sich in einem einzigen Augenblick der Unbesonnenheit! Nun denn, diejer schöne Unbekannte? . . .

**Jackson.** (steht sich voll Ansehn.) Miß Julia, die Frau Marquise wird fertig sein. Ich will ihr sagen, daß der Herr Oberst hier ist . . .

**Julie.** Nein, ich will es ihr selbst sagen . . . Sagen Sie mir, Herr Oberst, in Algier . . . wo die Frauen verschleiert sind, da ist es ja, wie wenn die Männer blind wären. Wie fängt es eine Frau an, um eine Erklärung zu machen?

**Oberst.** Sie denken wohl, ich habe deren viele empfangen?

**Julie.** Aber Andere, die glücklicher sind als Sie und weniger bescheiden.

**Oberst.** Sie erinnern mich an eine lächerliche Geschichte . . . Als ich mit meinem Regiment in die Stadt Hamjan in der Provinz Oran einmarschirte, ritt mir zur Seite mein Adjutant, ein braver Offizier, schön wie ein Engel. Auf der Straße ergriff plötzlich eine verschleierte Frau die Bügel seines Pferdes und wirft ihm eine Blume in seinen Mantel . . .

**Julie** (wirft ihm schnell eine Blume zu, die sie am Hüften trug und eilt ab, sich das Gesicht verbedeckend):

**Oberst.** Ah! (Zu Miß Jackson.) Fräulein, wollen Sie der Frau Marquise sagen, daß ich nach Afrika zurückreife! (Durch die Mitte ab.)

### Behnter Austritt.

Miß Jackson. Geht.

**Miß** (bestimmt.) Outer Himmel! . . . I have! . . . wie! . . .

**Sevin** (der schon früher aufgetreten.) Was hat denn der Herr Oberst, daß er so außer sich und ohne Jemand zu sehen, davonsteht.

**Miß.** Oh! Mister Sevin! . . . wenn Sie! . . . if you! . . . Ich weiß nicht! . . . Oh! mylord! . . . Ein junges Mädchen!

**Sevin** (lachend.) Ah, Gott! Na, Miß Jackson, was haben Sie denn? Sie reden ja in allen Sprachen!

**Miß.** Oh! still! . . . Die Frau Marquise!

### Elfter Austritt.

Sovige. Die Marquise.

**Marquise** (in eleganter Toilette und mit Bänderchen in den Haaren.) Mein lieber Herr Sevin, wollen Sie den Herrn Oberst suchen und ihm sagen, daß ich ihn vor seiner Abreise nothwendig sprechen muß.

**Sevin.** Ich eile, Frau Marquise. (Ab.)

**Marquise.** Miß Jackson, wenn Sie Julie finden, so möge sie zu mir kommen.

**Miß.** Yes, Frau Marquise. (Ab.)

### zwölfter Austritt.

**Die Marquise** (allein. Sie geht fort, in, wo Juliens Blume liegt und hebt sie auf. Nach einer Pause.)

Liebt sie ihn? Ist es einfache Fröhllichkeit dieses närrischen Köpfcchens? . . . Die jungen Mädchen sind so kindisch! Dieses da besonders! . . . War es ein jäher Ausbruch ihrer Seele? So viele Mysterien hat ein zwanzigjähriges Herz! . . . Ihm diese Blume zugeworfen, als wäre sie die Pointe seiner Erzählung! . . . Eine Liebeserklärung durch die Blume! . . . Und er! er! nicht einmal aufgehoben hat er sie . . . und er entflo! . . . Entflichen? Warum? Ist sie es, die er liebt? Warum? . . . Bin ich es, die er fürchtet? Tausend Gefühle kämpfen in mir. Die Eifersucht zuerst . . . ja, ich bin eifersüchtig, daß sie ihn liebt! Die Freude! Ich bin glücklich, daß er diese Blume verschmäht hat. Dann der Mitterschmerz! Wenn dieses Kind leidet, wenn es leiden muß, so gibt es kein Glück für mich, — selbst wenn er mich lieben würde. Wenn sie ihn liebt . . . so kann ich ihn Den nicht zum Vater geben den sie liebt. O, um jeden Preis . . . ein Ende mit dieser Bangigkeit! . . . Da kommt sie! . . . Fragen wir sie!

### Dreizehnter Austritt.

Sovige. Julie.

**Julie** (erschrocken.) Sie lassen mich rufen, Mutter? (Bemerket ihre Toilette.) Oh, wie schön sind Sie so!

**Marquise** (lebenslang.) Findest Du?

**Julie.** So liebe ich mich, so liebe ich Sie! . . . Sie sind um zehn Jahre jünger! . . . Oh, die schönen Haare!

**Marquise** (gerührt.) Wirklich?

**Julie.** Oh! und wie! Wenn Sie so fortfahren, so sind Sie bald schöner, als wir Alle. Das verbiete ich Ihnen. (Bemerket ihre Blume in ihrer Hand, bemerkt für sich.) Meine Blume!

**Marquise.** Was ist Dir? Du scheinst verwirrt.

**Julie.** Ich?

**Marquise.** Ja, man könnte meinen beim Anblick dieser Blume.

**Julie.** Dieser Blume?

**Marquise.** Ja, scheint sie Dir nicht sehr nett?

**Julie.** Gewiß . . . sehr nett! . . . Sagen Sie mir doch, Mutter, — war der Oberst nicht soeben hier?

**Marquise.** Als ich eintrat? . . . In der That.

**Julie.** Ah! . . . hat er Sie gesprochen?

**Marquise.** Gesprochen? wovon?

**Julie.** Was weiß ich! von seinem Kessen vielleicht? Hat er Ihnen diese Blume gegeben?

**Marquise.** Nein, ich fand sie dort — am Boden.

**Julie** (schäuf). Am Boden! . . . (Zu sich.) Er hat sie nicht einmal aufgehoben!

**Marquise.** Ei, was hast Du denn mit dieser Blume? Interessirte sie Dich so sehr?

**Julie** (in rasen austretend). Alles ist möglich! die Männer sind so dumm!

**Marquise.** Was willst Du sagen?

**Julie.** Daß ich wohl sehe, daß Sie Alles wissen! . . . Der Oberst hat Ihnen Alles erzählt . . . und an Ihrer strengen Miene und an Ihrem Gesicht eines grossenden Mütterchens . . . sehe ich leicht, daß Sie glauben, Ihre Tochter . . . (ruft.) Hat er vielleicht nicht verstanden . . .

**Marquise.** Verstanden? was?

**Julie.** Daß ich Vokalfarbe machte . . . daß ich eine algerische Komödie spielte . . .

**Marquise.** So?

**Julie** (hinter lachend). Hat er vielleicht meine Blume für eine Liebeserklärung gehalten? . . . Das wäre schön! (Aussetzte ihr Gestirke plötzlich.) Nun, es sei, ich kann nicht lügen . . . Ich warf ihm die Blume zu, weil ich ihn liebe.

**Marquise.** Du liebst ihn?

**Julie.** Ja.

**Marquise.** In seinem Alter!

**Julie.** Die Helden haben kein Alter.

**Marquise.** Ein Mann, den Du gestern noch nicht kanntest.

**Julie.** Es gibt Seelen, die man in einer Stunde kennt, wie es andere gibt, die uns ewig fremd bleiben.

**Marquise.** Du bist närrisch.

**Julie.** Närrisch! närrisch! . . . im Kopf? es sei! In der Einbildung! ja! aber im Herzen? nein! denn das Herz habe ich von Ihnen und es ist stark und ernst, wie das Ihrige. (Bewegung der Marquise.) Diese Sprache in meinem Mund erstaunt Sie? Nicht auch. Mir ist, als ob Alles, was ich Ihnen sage, in meiner Seele entspreche, sobald ich es ausbrüde . . . Und doch . . . es ist meine Seele selbst! Ja, in diesem kleinen, tollen launischen, phantastischen Mädchen ist eine Frauenseele!

**Marquise.** Eine Frau, die einen Unbekannten zu lieben glaubt!

**Julie.** Ich kenne ihn schon seit mehr als drei Jahren, denn schon drei Jahre erwarte ich ihn!

**Marquise.** Du erwartest ihn?

**Julie.** Ja, ich habe es voraus gefühlt, erwathen in der zornigen Verachtung, die mir alle jungen Männer um mich einflößen! . . . Wenn Sie wüßten, wie ärgerlich ich werde beim

Ausblick dieser wohlpomabixierten, kleinen Eigarrenträger, dieser kleinen, wohl gewickelten Schnurrbärte, dieser kleinen, wohl behandschuhten Hände und dieser kleinen, so übel angebrachten Herzen! . . . Ihr Herr Sevin so heuchlerisch! Herr Louis de Saqueville so furchtsam! . . . Sie waren vorhin nicht mit uns im Schiff, — wenn Sie ihn gesehen hätten, wie er todtbleich, sich so komisch an die Planken des Rahms klammerte, wie er sich Furcht einjoggen ließ von einem kleinen Mädchen, wie er sich schämte, neben der Frau, die er liebt, sich zu fürchten! . . . aber er, er! das nenne ich ein Herz! Ich spreche nicht von seinem Muth . . . das heißt nicht Muth für ihn, sich ins Wasser zu werfen, um ein Weib zu retten! . . . aber mit wie viel Geistesgegenwart sprang er in die Wellen, um den Kahn aufzurichten! und wie viel jugendlicher und graziöser Gemandtheit stieß er das schwache Fahrzeug ans Ufer! Und vor einem Augenblick . . . dort . . . als er mir von seinem Neffen sprach, welch liebevoller, gütiger Blick! Wie konnte diese Stimme, die aus Commandiren gewöhnt ist, so sanft und süß werden . . . doch nein, sie bejaufstigte sich ganz natürlich um mit einem jungen Mädchen zu sprechen . . . Er hatte fast Thränen in den Augen! . . . ich bins gewiß, daß er geliebt hat! was ich geliebt nenne! Ich bin überzeugt, daß er gelitten hat! Ja, ich suchte in ihm eine verborgene Traurigkeit, ein schmerzliches Bedenken, das mich noch mehr zu ihm hinzieht! (Mit Zärtlichkeit.) Es muß so süß sein, ein großes Herz zu trösten! Ich glaube ich würde ihn sehr gut trösten! . . . Ich sehe klar in mein Herz, Mutter! Mein erstes Bedürfnis ist, daß ich stolz sein kann auf den Mann, dessen Namen ich annehme. Ich muß diesen Namen mit Achtung aussprechen können! Ich muß, wenn mein Gemahl abwesend ist, an all' das Gute und Schöne denken können, das er gethan hat! Ich muß, wenn ich mit ihm ausgehe, mich beneidende Blicke sehen können! . . . Ich bin stolz, — ich kann nur einen Mann von höherem Werth wählen . . . mit welchem Recht und mit welchem Anspruch, ich weiß es nicht, aber ich kann keinen Geringeren lieben!

**Marquise** (nach einer Pause). Aber wenn er Dich nicht lieben würde?

**Julie.** Es ist unmöglich!

**Marquise.** Unmöglich? Und diese Blume, die er nicht einmal aufhob?

**Julie** (aussetzt). Diese Blume? meine Blume! . . . O, ich Unglückliche, ich hatte es vergessen. (Mit seinem Entschluß.) Wohlta, ich will es

wissen! Diese vergessene Blume bedeutet vielleicht nichts . . . Ein Weib hätte sich dessen gerühmt, ein Dummkopf hätte darüber gelacht, — ein Ehrentmann kann sich stellen, als hätte er nichts verstanden. Ich bin jünger und reicher, als er, — vielleicht ist dieses Verhältniß nichts als Delikatesse, — auf jeden Fall, ob Zurückhaltung oder Verzicht, ich will es wissen! . . . Ich will, daß Sie ihm meine Hand antragen, und wenn er sie ausschlägt, so weiß ich, was mir zu thun bleibt! . . . (Die Marquise klingelt). Was thun Sie?

Ein Kammermädchen tritt auf.

**Marquise.** Bringen Sie mir meine Haube und meinen Liebertwurf, den ich dort in meinem Zimmer liegen ließ . . . . .

**Julie.** Wie, Mutter, Sie wollen die abscheuliche Haube wieder aufsetzen?

**Marquise** (zischend). Ja. O man will vergeblich seinem Alter entgegen! Als ich Dich anhörte, war ich gerührt, verwirrt . . . jetzt bin ich wieder kalt und fest. (Das Kammermädchen tritt wieder auf. Die Marquise setzt ihr Hüschchen auf den Kopf und hält sich in den Liebertwurf. Der Oberst tritt ein).

#### Vierzehnter Auftritt.

Sonja. Der Oberst.

**Julie** (zur Marquise). Er! . . .

**Marquise.** Ich danke Ihnen, Herr Oberst, daß Sie gekommen sind.

**Oberst** (macht ein Zeichen der Ueberraschung, als er sie sieht).

**Marquise** (zischend). Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie sich nicht verändert haben . . . immer die alte Aufrichtigkeit!

**Oberst.** Wie, Madame!

**Marquise.** Ja! Wie Sie mich wiedersehen, konnten Sie den Ausdruck ihres Erstaunens nicht unterdrücken, mich so . . . so gealtert zu finden.

**Oberst.** Ich, Madame!

**Marquise** (spricht auf Julie). Glücklicherweise . . . haben Sie mich da . . . eine Zwanzigjährige . . . so wie Sie mich gekannt haben! Sie gleicht mir . . . nicht wahr?

**Oberst.** In der That! . . .

**Marquise** (ihm die Blume reichend). Beweisen Sie es mir! . . . indem Sie von meiner Hand diese Blume annehmen! . . .

**Oberst.** Wie, Madame?! . . . (Ergreift die Blume.)

**Marquise.** Ich danke.

**Julie** (bedeckt ihre Hand mit Küßen). Keine Mutter! . . .

**Marquise** (he antwortend). Armes Kind, welche Freude! Nein, es ist weniger schwer, als ich geglaubt habe.

(Der Vorhang fällt).

#### Nachwort.

Auf den vorstehenden dramatischen Beitrag, wollen wir in mehrfacher Hinsicht unsere Leser ganz besonders aufmerksam machen. „Durch die Blume“ ist die Uebersetzung eines ungedruckten Theaterstücks von Ernest Legouvé, dem berühmten Conférencier der Académie française, dem Mitarbeiter Scribe's und Mitverfasser der weltbekannten Komödien: „Adrienne Lecouvreur“, „Bataille des Dames“, „Les Contes de la Reine de Navarre“, dem beliebtesten Autor einaktiger Lustspiele des gegenwärtigen Frankreichs und dem gemüth- und geistvollen Urheber der dreibändigen *Plaudereien*: „Les Pères et les Enfants au XIX. Siècle“, die schon ein Duzend Auflagen erlebt haben. Das Original der Gottlieb Mitter'schen Bearbeitung führt den Titel: *La Fleur de Tlomcoen* und ist einer Sammlung reizender Einakter von verschiedenen Autoren entnommen, welche demnächst als „Théâtre de Campagne“ bei Paul Ollendorff in Paris, dem Sohn des bekannten Grammatikers, in einem Bande erscheinen soll und worauf wir seiner Zeit zurückkommen werden. Wir freuen uns jedenfalls, eine so liebenswürdige Schöpfung des berühmten Autors zuerst veröffentlicht zu haben.

Auf den ausdrücklichen Wunsch des bescheidenen Verfassers, müssen wir hier mittheilen, daß die Idee des prächtigen Lustspiels von keinem Geringeren, als von Prosper Mérimée entnommen ist. Wir sind so glücklich, die mehrfach interessante Entstehungsgeschichte des Stücks den Verfasser selbst erzählen zu lassen. Ernest Legouvé schreibt darüber:

„Die obscursten Dinge haben hier und da eine Biographie. Dieses kleine Stück hat eine. Der Name von Mérimée, der darin verwickelt ist, wird ihr vielleicht einiges Interesse verleihen. — Es sind viele Jahre her, daß Mérimée von einigen Freunden stark gedrängt wurde, für die Bühne zu schreiben. „Sie haben,“ sagten sie ihm, „alle Eigenschaften eines dramatischen Dichters: Erfindung, Charaktererschöpfung, Prägnanz des Dialogs, Geist, passende Worte, die eine ganze Situation



zusammenfassen; warum also verwenden Sie nicht so viele kostbare Gaben zur Composition einer hübschen Komödie? Ihnen fehlt nur der Wille dazu.“ — „Ihr täuscht Euch,“ antwortete Mérimée mit jenem ruhigen Scharfblick, der ihn auszeichnete, „mir fehlt etwas Anderes.“ — „Was denn?“ — „Die Gabe der theatralischen Optik, die Kunst, die Dinge zu malen und sie von Weitem sehen zu lassen. Die Entfernung, in der man das Object aufstellt, verändert alle seine Verhältnisse. Ich schreibe, am gelesen, um langsam gelesen zu werden; ich vermag Dramatisches auf dem Papier zu schaffen, aber auf der Bühne.“ — „Auf der Bühne?“ fiel lachend einer seiner Freunde ein, „aber zehn von Ihren Werken gingen ja schon über die Bretter: Zampa, Gaidós, die Hugonotten, Pré aux Clores!“ — „Schlechter Beweis: Wohl sind diese Operntexte aus meinen Romanen dramatisirt, aber dies geschah durch wirkliche dramatische Autoren, das heißt, sie arrangirten und derangirten, verlängerten und strichen zusammen vom Standpunkt des scenischen Effects. Seien Sie sicher, es gibt in der Composition eines theatralischen Werkes nothwendige Concesssionen und Uebereinkommen, Vergrößerungen und Abschwächungen der Wahrheit, besondere Bedingungen des sogenannten dramatischen Interesses, endlich eine zugleich höhere und niedrigere Kunst, eine Wissenschaft des Effects, der ich weder nachstreben, noch mich süßen könnte. Kurz,“ — fügte er hinzu, als er die zweifelnden Mienen seiner Freunde sah, „es ist leicht zu bestimmen, wer da Recht hat, ob Ihr oder ich; ich will einen für das Theater passenden Stoff suchen, will ihn im theatralischen Sinn schreiben und, ist das Stück fertig, will ich es Euch lesen.“ — Sechs Monate später versammelte Mérimée in seinem Studierzimmer einige Freunde und den vortrefflichen Schauspieler Provost von der Comédie française und las ihnen vor: Zwei Erbschaften oder der neue Don Quichotte, Lustspiel in drei Aufzügen. — Die Lesung, oft vom Beifall des kleinen Zuhörerkreises unterbrochen, endete inmitten allgemeinen Applauses; aber Mérimée unterbrach kurz die Complimente und sagte: „Meine Freunde, nicht für Euch habe ich das Stück gelesen, nicht für Euch habe ich es geschrieben, sondern für Herrn Provost, und die Meinung des Herrn Provost ist es, was ich will. Wohlau, Herr Provost, was denken Sie davon?“ — Provost zögerte einen Augenblick, dann erwiderte er: „Nun, ich denke, daß in diesem Stück viel Talent und Geist, gut gezeichnete Charaktere, trefflich gemachte Scenen sind, aber . . .“ — „Aber . . .“ sagte Mérimée, indem er ihn unterbrach, „daß es nicht geeignet ist, um auf der Bühne zu gefallen?“ — „Ich befürchte es,“ versetzte Provost. — „Habe ich's nicht gesagt!“ rief Mérimée fast triumphirend, „das ist eine abgemachte Sache.“ Und vierzehn Tage darauf erschienen die zwei Erbschaften in der Revue des Deux Mondes. — Seltsam, der Erfolg war mittelmäßig. Das Stück ging unbeachtet vorüber. Sei es, daß die neue Form, die der Verfasser gesucht, ihn in der freien Entwicklung seiner natürlichen Gaben gehindert hatte, kurz, seine Arbeit schien dunkel, interesselos und verschwand bald aus dem Gedächtniß fast aller ihrer Leser.

Sie blieb in dem meinigen. Inmitten dieser drei consusen und erzwungenen Aufzüge hatte ich zwei wirklich allerliebste Scenen bemerkt. Als ich mich nun eines Tages bei einigen Freunden auf dem Lande befand, welche Komödie spielen wollten, erinnerte ich mich dieser zwei Scenen, zog sie aus dem Stück, fügte einige Worte als Exposition, ein Stück Einrahmung hinzu, und dieses Bruchstück, vor einem gewählten Publikum gespielt, errang einen vollständigen Erfolg: so vollständig, daß ich nach meiner Rückkehr nach Paris diese Vorstellung noch einmal reorganisirte und als erste Zuhörer Mérimée, Provost und seinen Kollegen Samson dazu einlud. Erfolg für den Autor und für die Darsteller. Ich sollte eigentlich sagen für die Darstellerinnen, denn die Frauen spielten die erste Rolle. Mérimée strahlte vor Freude, sich so fein und geistreich interpretirt zu sehen. Namentlich die englische Gouvernante entzückte ihn. Er, der das Englische so bewundernswürdig sprach, konnte nicht glauben, daß die junge Dame, die diese Rolle gab, eine Französin sei. Alle riefen: „Wie schade, daß man diese drei Scenen nicht auf dem Theater sehen kann!“ — „Gewiß,“ meinte Provost, „aber dazu müßte man eine förmliche Exposition, eine Verwicklung, eine Lösung beifügen, kurz ein Theaterstück daraus machen.“ Es blieb beim Bedauern. — Ein Jahr später hat mich die überaus talentvolle Liebhaberin vom Gymnase Melle, Delaporte, die nach Ausland reisen wollte, ich möchte doch mit drei oder vier Personen ein kleines Stück für sie schreiben oder einrichten, das die Rolle einer jugendlichen Liebhaberin enthalte. — Ich dachte gleich an die zwei Erbschaften für sie und wie ich so das Stück ganz wieder durchlas, die Rolle des jungen Mädchens studirte und an das feine Talent der Künstlerin dachte, schien es mir möglich, daß man eine Fortsetzung und Lösung in der Entwicklung dieser einzigen Rolle finden könnte; daß man den

Charakter durch den Contrast vervollständigen, auf natürliche Weise aus dem Badfisch eine kleine Heldin sich entwickeln lassen, die eine dem andern hinzufügen und beide verschmelzen, kurz, was eine jener Charakterwandlungen zeigen könnte, wie sie im Leben so häufig und auf der Bühne so vortheilhaft sind, wo mit einem Schlag auf dem nämlichen Gesicht die Nührung nach dem Lachen und die Energie nach der Annuth zur Erscheinung kommen. Nachdem die Idee gefunden, war der Plan schnell gemacht, und ich eilte zu Mérimée, um ihm Alles zu lesen. Vor der Lektüre plauderten wir zusammen ein wenig über das Stück und seine Person. — Nun gestand er mir, daß diese Rolle nichts anderes sei, als das Portrait einer sehr hohen Dame, die er mir nannte und die ich nicht nennen werde. Ich fühlte auch aus einer gewissen Zurückhaltung von seiner Seite heraus, daß jenem Lustspiel ein Andenken zu Grunde lag, eine schmerzliche Erinnerung, die mir den Mangel an Reiz in seiner Arbeit erklärlich machte. Ich werde diese Erinnerung nicht nennen, weil ich sie errathen habe und weil er sie mir nicht vertraut hat. Nach der Unterhaltung kam die Lektüre, und hier mögen Mérimée's Worte folgen: „Mein lieber Freund, es ist sehr annuthig und Delaporte wird viel Erfolg haben, aber Sie thaten just das Gegentheil von dem, was ich mir vorgestellt habe. Wenn ich Julie verheirathet hätte, so würde ich ihr nach einem Jahr der Ehe einen Geliebten gegeben haben! Nun sehen Sie wohl ein,“ setzte er lachend hinzu, „daß ich nicht fähig bin, für die Bühnen zu schreiben!“

La Fleur de Tlemcen war eine der glücklichsten Schöpfungen von Meffe, Delaporte in St. Petersburg. Dennoch veröffentlichte ich das Stück nicht ohne eine gewisse Scheu. Die Nähe von Mérimée's Prosa läßt mich ein wenig für die meinige bange sein; aber die Scenen, die ich von ihm nahm, sind so reizend, daß man mir hoffentlich verzeiht, was ich Eigenes hinzugefügt, zu Gunsten dessen, was ich von ihm behalten habe.“ —

Soweit Regouvé.

Fügen wir noch hinzu, daß „La Fleur de Tlemcen“ noch auf keiner französischen Bühne aufgeführt worden und also vollkommene Novität ist, daß aber das Théâtre français das allerliebste Stück bereits zur Aufführung bestimmt hat. Es dürfte schon in wenigen Monaten über die Bretter schreiten.

## Der Wittwer.

Humoreske

von Otto Girndt.

In einem berühmten Weißbier-Lokal Berlins fanden sich unter andern Stammgästen täglich um fünf Uhr Nachmittags zwei Besucher ein, die nicht an dem großen runden Tisch in der hintersten Ecke des Hauptzimmers, dem sogenannten „Politistisch“, Platz nahmen, sondern einen kleinen Fenstertisch vorzogen, um dort ihr mehrstündiges Sechsendsechszig zu spielen. Wehe dem durstgeplagten Fremdling, der zufällig zwischen Bier und Fünf in den leeren Raum trat und sich an dem Fenster niederlassen wollte! Aus der Schenkstube, die nach dem Hofe hinauslag, schoß ein Kellner wie ein Stoßvogel auf ihn zu, wedelte abwehrend mit der niemals reinen Serviette und rief: „Mein Herr, die Stühle sind belegt!“ Jeder Einwand wurde unterbrochen, der Kellner duldete keine einstweilige Besitzergreifung, nöthigte den Passanten in einen andern Winkel und schückte die heiligen Stühle durch eiliges Umlegen vor Entweihung; denn er war seiner Sache sicher, daß nach Kurzem auf der Straße — das Lokal lag zu ebener Erde — ein Kopf erschien, sich an die Scheibe drückte und den kleinen Tisch musterte, ob der Partner zum Sechsendsechszig schon daran Posto gefaßt. Der Aufwärter hätte sich einen strengen Verweis zugezogen, ja wohl gar das übliche Trinkgeld verschertzt, wenn Herr Lippold von draußen statt des Herrn Fischbach, oder wenn Herr Fischbach statt des Herrn Lippold einen Unbekannten wahrgenommen. Der Augenblick, in dem die alte Schwarzwälderin an der verräucherten Wand aushob, um Fünf zu schlagen, war der späteste Termin für das Austausch eines der beiden Häupter vor dem Fenster, und es handelte sich stets nur um wenige Minuten, ob Herr Lippold oder Herr Fischbach der Erste war der kam.

Heut zeigte sich Fischbach früher, als der Spielgenosse, und wunderte sich, als er erwartend die Karten zurechtlegte, im Stillen, daß Lippold plötzlich draußen vorüber-schwebte, ohne den gewohnten Späherblick nach ihm hereinzuwerfen. Das müsse eine eigne Bewandtniß haben, schloß er sofort. Noch auffälliger war, was weiter geschah. Lippold öffnete die Thür, begrüßte den langjährigen Freund nur ganz flüchtig und verlangte das Intelligenzblatt. Der Kellner erklärte, es komme erst in einer Viertelstunde.

„Was hast denn Du mit dem Intelligenzblatt?“ fragte Fischbach.

Lippold antwortete nicht, sondern that einen langen Zug aus der blumentopfförmigen Weihen, die im Ru wie hingezaubert vor ihm stand, dann griff er nach den Karten und mischte. Das Spiel, das von Kennern als höchst interessant gerühmt wird, nahm seinen

Anfang, Lippold war jedoch so unaufmerksam bei der Partie, daß Fischbach sich gemüßigt sah, ihm eine ernste Rüge zu ertheilen.

„Ach, hol's der Teufel!“ murrte er verdrießlich, die Karten zusammenwerfend. Inzwischen nahte der Belfner: „Hier ist das Intelligenzblatt!“

Ohne Dank ergriff es Lippold und überflog hastig die Spalten, bis er gefunden zu haben schien, was er suchte. Eine Falte bildete sich zwischen seinen Augen. Er las, ließ das Blatt auf die Kniee sinken und starrte vor sich hin.

So lange schaute Fischbach dem regelwidrigen Benehmen schweigend zu. Doch jede Geduld erreicht ihre Grenze. „Jetzt will ich aber wissen, was Du hast!“ begann er mit verhaltenem Unmuth.

„Morgen komme ich vielleicht gar nicht her,“ versetzte der Andre.

„Und warum nicht?“

„Dies!“ damit reichte Lippold das Intelligenzblatt hinüber und deutete auf ein Inserat.

Fischbach studirte den Inhalt und schüttelte den Kopf: „Ein Heirathsge such? Ein Mann in den besten Jahren, angehender Fünziger, seit zehn Jahren Wittwer, wünscht sich mit einem wohlerzogenen, wenn auch vermögenslosen Mädchen wieder zu verheirathen. Adressen mit Angabe der näheren Verhältnisse nimmt das Intelligenzcomtoir an unter der Chiffre —“ hier brach der Leser ab: „was hast Du damit zu schaffen?“

Der Gefragte lehnte sich vorwärts über den Tisch: „Werkst Du denn Nichts?“

Bögernd entgegnete Fischbach: „Du selber bist der Einsender?“

„Was meinst Du dazu?“ forschte Lippold schnell und bemühte sich, in der Miene des Freundes die Antwort zu entdecken, die nach geringem Bedenken erfolgte:

„Ich finde Deine Idee eigentlich ganz vernünftig.“

„Wirklich?“ Und Lippold athmete lächelnd auf.

„Warum,“ fuhr der Vorige fort, „sollst Du nicht noch einmal heirathen? Dein Geschäft hat Dir so viel eingetragen, daß Du von Deinen Zinsen leben kannst, selbst wenn noch Familie kommt. Freilich —“ er hielt überlegend inne.

„Nun? Was freilich?“ drängte der Wittwer.

Der Freund stellte ihn zufrieden: „da Deine Tochter inmittelst erwachsen ist und Dir den Hausstand führt, dachte ich, Du sehnst Dich nach keinem andern Leben mehr, Du wolltest, wenn Du einmal einen Schwiegersohn bekämst, mit deinen Kindern zusammenwohnen —“

„Das thut nicht gut!“ fiel Lippold hastig ein.

„Wieso?“ opponirte Fischbach. „Es kommt nur auf die Persönlichkeiten an. Ich, wenn ich keine Frau mehr hätte, könnte mirs gar nicht anders vorstellen, als daß ich zu meinem Jungen zöge.“

Der Andre ergriff aufs Neue lebhaft das Wort: „Du hast einen Sohn, Männer kommen immer miteinander aus, aber ich möchte nie bei meiner Tochter —“

„Höre, Lippold,“ ward er unterbrochen, „nimms mir einmal nicht übel: wenn Du mit Deiner Tochter nicht gut stehst, bist Du allein Schuld. Deine Marie ist ein kreuzbraves Kind, aber gute Tage gönnt Du ihr nicht.“

„Was?“

„Laß mich ausreden! Du behandelst das achtzehnjährige Mädchen, als ob sie noch in die Schule ginge und auf Tritt und Schritt Zurechtweisungen brauchte. Du hältst sie knapp —“

„Damit sie sparen lernt!“

„Du verschaffst ihr kein Vergnügen. Das arme Ding hat noch keinen Ball mitgemacht.“

„Sie soll ihr Vergnügen im Hause finden lernen!“ vertheidigte der strenge Vater seine Erziehungsmethode.

„Recht schön,“ gab Fischebach zu, „doch dann bereite ihr eben Genüsse im Hause! Sie darf ja kaum eine Freundin bei sich sehen.“

„Hat sie Dir geklagt?“ rief Lippold etwas heftig.

„Nein,“ beschwichtigte Jener, „ich weiß es von anderer Seite. Was sagt sie denn übrigens zu Deinem Entschlusse?“

Der Vater des Mädchens schlug den Blick nieder: „Ich habe ihr Nichts davon mitgetheilt. Du bist der Erste, den ich einweihe, Fischebach!“

„Mein Lieber,“ erwiderte dieser, „dann ist die Sache nicht recht richtig; Du hast heimliche Bedenken gegen den Schritt, den Du thun willst.“

„Ich will erst sehen, ob er glückt,“ motivirte der Autor des Heirathsgefuchs seine Zurückhaltung, „und ich möchte Dich fast bitten, alter Freund, mir beizustehen.“

„Wie das?“

„Ich meine, wenn Du für mich morgen im Intelligenz-Comtoir recherchirtest, ob Adressen eingegangen sind —“

„Und wenn,“ schmunzelte Fischebach, „ich wo möglich nachher zum Rendezvous ginge und mir die betreffenden Damen erst ansähe, bevor Du Dich mit ihnen bekannt machst?“

„Ja, ja, so mein' ichs,“ sagte der Wittwer eifrig.

„Nun, den Dienst kann ich Dir schon leisten,“ willigte Fischebach ein. „Dass ich's nicht bin, der auf Freiersstufen geht, wird mir bei meiner weißen Perrücke Jede glauben, aber Du mußt mir dann hinsichtlich der Wahl — wenn sich überhaupt unversorgte Mädchen melden — freie Hand lassen.“

„Gewiß, Du weißt ja wie kein Andreer, was ungefähr für mich paßt!“

Der gedungene Unterhändler hob seine Weiße mit beiden Händen an den Kopf: „Abgemacht!“

Indem er trank, bemerkte Lippold: „Laufen keine Adressen ein, oder erhalte ich auf meine Annonce etwa spöttische Abfertigungen, so lasse ich die Geschichte fallen, und Du hältst sowohl bei Dir zu Hause wie gegen meine Marie reinen Mund darüber, Alter!“

„Versteht sich!“ verpflichtete sich der Vertrauensmann. „Doch sage mir noch Eins: ist Dir der Gedanke plötzlich in die Krone gefahren, oder hast Du Dich schon länger damit getragen, ohne etwas merken zu lassen?“

„Ich muß Dir nur gestehen,“ beichtete Lippold, „dass ich bereits mehrere Wochen damit umging, aber immer wurde ich wieder schwankend, bis ich gestern, um dem unbehaglichen Zustand ein Ende zu machen, mich kurz resolvirte: Du probirtest es und läßt es auf den Zufall ankommen. Das Inserat bindet mich ja nicht. Selbst wenn Du Etwas einfädelst, bleibt mir noch jederzeit die Freiheit, zurückzutreten.“

„O bitte,“ widersprach der Hörer, „unnütz meine Mühe verlieren will ich auch nicht! Fügt sich, dass ich Dir mit gutem Gewissen zu einer Verbindung rathen kann, so darf nicht gespaßt werden!“

Lippold legte ihm die Hand auf den Arm: „Geh nur vor allen Dingen morgen aufs Comtoir!“

Die Forderung wurde mit gedämpfter Stimme gestellt; denn die Thür hatte geknarrt, und ein halbes Duzend Stammgäste suchte gleichzeitig den mächtigen Politifirtisch auf, schon beim Eintritt in Disput verwickelt, ob die neue Geldwährung dem deutschen Reich Vortheil bringen werde, oder ob die Bundesregierung sie unkluger Weise eingeführt und besser gethan hätte, vorher in dem Weißbierlokal um Rath zu fragen. Die beiden Sechshundsechziger nahmen ihre Karten wieder auf, indeß Pippold blieb so zerstreut beim Spiel, daß sein Gegner ihn Schlag auf Schlag besiegte, bis endlich die Zeit des Aufbruchs für die Freunde kam, an welcher das Paar mit gleicher Genauigkeit festhielt, wie an den Zusammenkünften selbst. Unter der Laterne am Portal trennten sie sich, wie stets, so auch heut, weil ihre Heimwege in entgegengesetzter Richtung gingen. Beim Abschied erfolgte ein ausnahmsweise langer Händedruck nebst vielsagendem Blick; ein Wort über die früher erörterte Angelegenheit ward nicht mehr gewechselt.

Unterdessen hatte sich eine Scene andrer Art in Pippold's Behausung abgespielt. Marie saß nach Erfüllung ihrer wirtschaftlichen Aufgaben am offenen Fenster ihres Parterrezimmers mit einer Handarbeit. Sie trug ein so einfaches Kleid, daß kein Fremder sie für die Tochter eines wohlhabenden Mannes halten konnte, sondern eher für eine arme Näherin, die emsig um ihr tägliches Brod sichelte; denn auch von Schmuckgegenständen war nicht das Geringste an ihr sichtbar, in den Ohren fehlten die Ringe, der schmale weiße Halskragen wurde durch keine Broche, nur durch eine gewöhnliche Stednadel zusammengehalten. Auf dem Fensterbret blühten ein paar Nelkentöpfe, die dem etwa neugierigen Vorübergehenden den Kopf des Mädchens zur Hälfte verbargen. Trotzdem erhielt sie plötzlich einen lauten Gruß vom Trottoir. Sie zuckte auf, sah indeß nur noch eine Hand an einem schwarzen Cylinderhut und hörte rasch verhallende Mannesschritte. Es war nicht mehr nöthig, den „guten Tag“, der ihr geboten worden, zu erwidern. Marie hätte es auch kaum vermocht. Die Stimme von der Straße preßte ihr den Athem ein, sie drückte die Zähne in die Unterlippe, und ihre Augen träubten sich. Hastig setzte sie ihre Arbeit fort.

Nach kleiner Weile hörte sie sich abermals angerufen: „Marie, bist Du zu Hause?“ Ein Mädchen ihres Alters hob sich vor dem Fenster auf die Fußspitzen.

Die Gefragte ließ zwischen den Nelken hindurch ein Gesicht blicken, das weder hübsch noch häßlich zu nennen war, aber dennoch wohlthuend berührte, da in allen Zügen der Ausdruck großer Gutmüthigkeit lag. „Ja, Pauline,“ versetzte sie aufstehend, „komm nur herein!“ Sie verschwand vom Fenster wie die Andre vom Steinpflaster, und gleich darauf küßten sich die Schulfreundinnen hinter den duftenden Blumen.

„Du,“ begann Pauline, „war Rudolph Fischbach bei Dir? Ich traf ihn an der Ecke.“

„Nein, er ging nur vorüber und grüßte,“ antwortete Marie gesenkten Blicks.

„Schändlich, wie der Mensch sich benimmt!“ zürnte Jene.

„Was machst Du ihm Vorwürfe?“ entgegnete Marie mit möglichster Fassung. „Da er seit Monaten keinen Fuß mehr zu uns gesetzt, wie sollte er plötzlich wieder dazu kommen?“

Pauline schüttelte ärgerlich den Kopf: „Ich dachte immer noch, er —“ hier brach sie ab: „aber wenn er nicht einmal stehen bleibt, während ihn sein Weg vorüberfährt, ist's klar, daß ich mich in ihm verrecknet habe. Um so mehr freut mich, was ich für Dich gethan!“

„Für mich gethan? Du?“ fragte Marie befremdet. Auf der Stelle ward ihr der Bescheid:

„Ich bin schon wochenlang aufmerksam, um Dir zu helfen, und heut bin ich endlich glücklich gewesen.“

Mariens Verwunderung stieg: „Was meinst Du denn?“

Sogleich explicirte sich die Andre: „Bon Deinem Vater mußt Du fort, darüber sind einmal alle Deine Bekannten einig. Das Leben, das Du hier führst, geht übers Kloster, und will Dich der abscheuliche Fischbach nicht befreien, so zeigst Du ihm, daß Du ihn auch nicht willst, und heirathest einen Andern! Hier ist die Gelegenheit!“ Sie griff in die Tasche.

„Pauline!“ Mehr brachte Marie vor Ueberraschung nicht heraus.

Die Freundin zog ein Stück bedruckten Papiers aus Licht: „Deinetwegen habe ich in letzter Zeit regelmäßig das Intelligenzblatt durchstöbert, wo sich täglich Heirathsgesuche finden. Manchmal merkt man, daß die Leute sich damit bloß einen schlechten Witz machen, heut aber steht eins darin — ich hab's Dir ausgeschnitten — das entschieden den Stempel der Realität trägt. Sieh her: ein angehender Fünfsziger, seit zehn Jahren Wittwer, sucht ein wohlherzogenes, wenn auch vermögensloses Mädchen.“

„Aber Pauline —“

Diese ließ sich nicht unterbrechen: „Adressen mit Angabe der näheren Verhältnisse nimmt das Intelligenz-Comtoir an unter der Chiffre, die Du hier siehst.“

Marie drückte die Hand an die Brust: „Und darauf soll ich eingehen?“

„Wenn Du vernünftig bist, ja! So wirst Du Deine eigne Herrin! Daß Du ihn leidenschaftlich lieben sollst, verlangt der Mann gewiß nicht; das hab' ich ihm auch gesagt.“

„Du ihm gesagt?“ fragte Marie in höchster Betroffenheit.

Pauline griff von Neuem in die Tasche: „Ich habe Dir in aller Eile vorgearbeitet, um Dir die Einleitung zu erleichtern. Hier ist der Brief, den ich in Deinem Namen geschrieben, er braucht nur geschlossen zu werden.“ Sie nahm ihn aus dem Umschlag, auf dem eine rothe Marke leuchtete: „Höre!“

Marie versuchte, abzulehnen: „Pauline, ich thue das nicht! Mag meine Jugend auch traurig sein, und mag ich nirgend auf Liebe zu hoffen haben —“ hier drängte sich eine Thräne leise durch ihre Wimpern — „wenn mein Vater erfähre, daß ich zu solchem Mittel gegriffen —“

Pauline fiel ihr ins Wort: „Er erfährt's doch erst, wenn Etwas aus der Sache wird! Und dann bist Du geborgen! Der Wittwer kann Dir ja über Erwarten gefallen! Es spricht schon für ihn, daß er erst nach zehn Jahren an Wiederverheirathung denkt. Und hast Du Furcht, sobald er auf meinen Brief antwortet, ein Stellbischein zu wagen, so gehe ich für Dich hin und sehe ihn mir zunächst an. Das kostet Nichts.“

Marie antwortete nicht unverzüglich, sondern blickte in ihren Schooß nieder. Die Freundin merkte, daß ihr Vorschlag Boden gewann, lächelte pfliffig und sprach weiter: „Jetzt gieb Acht, wie ich geschrieben! Oder willst Du allein lesen?“

„Nein, lies Du nur!“ sagte Zene halb flüsternd.

Pauline hob langsam an, um ihrer Zuhörerin Sylbe für Sylbe einzuprägen:

„Mein Herr!

Auf Ihr Inserat im Intelligenzblatt, das mir durch eine Freundin zu Gesicht gekommen, theile ich Ihnen mit, was mich veranlaßt, Ihnen zu schreiben. Es ist nicht die Sucht nach einem Mann; denn ich könnte wohl noch warten, ich bin erst achtzehn Jahre, aber mein Vater hält mich so streng, daß ich keine Lebensfreude habe. Sie

sagen, das Mädchen, welches sie suchen, dürfte arm sein. Wahrscheinlich bekomme ich auch keine Mitgift, obgleich ich, wenn mein Vater einmal stirbt, vielleicht sogar ein bedeutendes Vermögen erbe, da ich das einzige Kind bin. Ich könnte Ihnen, falls wir einander zusagten, zwar keine große Zärtlichkeit versprechen, doch wollte ich eine süßame und dankbare Frau sein, wenn nur der Druck aufhörte, der jetzt auf mir lastet. Liegt Ihnen nach diesen Angaben daran, daß wir uns gegenseitig kennen lernen, so bestimmen Sie unter der Chiffre Ihres Inserats einen Ort in den Nachmittagsstunden zwischen Fünf und Sieben! In dieser Zeit hat mein Vater täglich eine Spielpartie außer dem Hause, und ich kann ohne Controle fort, muß aber pünktlich zurück sein, da ich ihm die Wirthschaft führe.

Marie."

Die Vorleserin schloß mit dem Selbstlob: „So ist Alles gesagt und doch Nichts verrathen!“ Zu ihrer Freude nahm sie eine Art von Heiterkeit in Mariens Miene wahr.

Die arme Unterdrückte gab ihr die Hand: „Einen so guten Brief hätte ich nie zu Stande gebracht, Pauline!“

„Das glaub' ich,“ lachte diese, „er ist mir wirklich nicht schlecht gerathen, weil ich ihn eben für Dich abgefakt. In fremden Angelegenheiten ist man immer geschickter, als in seinen eigenen. Also ich kann den Brief zulieben und in den Kasten werfen?“

„Thu's!“ gestattete Marie mit schnellem Entschluß. „Ich weiß nicht, warum ich nicht länger widerstrebe.“

Die Briefstellerin aber wußte es und kniff ihr in beide Wangen: „Weil Du ein verständiger Schatz bist.“

Das Wort „Schatz“ stimmte Marien sofort wieder traurig. Sie seufzte: „Geirathen ohne Liebe, es ist doch schrecklich!“

Ohne Besinnen versetzte Pauline allflug: „Rein Kind, die ohne Liebe geheirathet haben, sollen mitunter viel besser gefahren sein, als die den Mann gekriegt, nach dem sie geschmachtet.“

Die junge Philosophin wollte das Thema breiter ausspinnen, jedoch Marie drängte sie von sich: „Geh' geschwind, Pauline, eh' mir's Leid wird!“

„Adieu, Adieu!“ klang es im Ru zurück. „Morgen um diese Zeit können wir schon Antwort haben. Ich frage gleich nach Tische im Intelligenz-Comtoir nach und bringe Dir Bescheid.“ Sie huschte hinaus. Die Zurückbleibende drückte ihre Augen in die Hände und fing an, bitterlich zu weinen. Der Schmerz, den verloren geben zu müssen, nach dem sie sich heimlich geseht, hatte es ihrem gekränkten Herzen wie eine befriedigende Rache erscheinen lassen, wenn sie den Rath der Freundin befolgte. Doch kaum war die überredende Zunge verschwunden, so befahl Marien Neue. Sie hatte Mühe, die Wogen ihrer Empfindungen niederzukämpfen, bevor der Vater von seinem Sechszwanzigstündigen nach Hause kam, und ängstigte sich, er könne ihr ansehen, daß Etwas mit ihr vorgegangen. Zu ihrem Glück war Lippold aber mit sich selbst zu beschäftigt, um auf ihr besangenes Wesen zu achten. Er monirte es auch nicht, daß sie ihm zeitiger, als sonst, gute Nacht bot.

\* \* \*

Am folgenden Vormittag, als das Intelligenz-Comtoir nach Fischbachs Berechnung im Besitz von Adressen sein konnte, begab sich die weiße Perrücke auf die Wanderung. Der Comtoirbeamte erklärte, unter der Chiffre, die Fischbach genannt, sei vorläufig nur eine einzige Zuschrift vorhanden. Diese überreichte er ihm. Der Empfänger marschirte



spornstreichs zu Lippold. Der Freund gab ihm Einlaß, ehe er noch die Thür gelockt gezogen; denn Lippold hatte ihn über die Straße kommen sehen. So entging Marien, die in der Küche thätig war, die Anwesenheit des Besuchs. „Hier naht Dein Verhängniß!“ sagte Fischbach, statt zu grüßen, und hielt den Brief vor Lippold's Augen. Der Wittwer nahm sich nicht die Zeit, den Umschlag aufzuschneiden, er riß ihn vielmehr voll Begierde nach dem verborgenen Inhalt auseinander. „Wißt Du nicht laut lesen?“ fragte der Ueberbringer. „Ich denke, das hab' ich verdient.“

Da wechselte Lippold plötzlich die Farbe und stotterte: „Heiliges Wetter!“

„Wieso?“ erkundigte der Andre sich ruhig.

„Dies selber!“ sagte Lippold, und seine Hand zitterte.

Fischbach ließ sich nicht zweimal auffordern, er trat mit dem entfaltenen Blatt näher ans Fenster, unterzog sich der Lektüre ebenso still, wie sein Vorgänger und sprach am Schluß nur ein Wort Wort aus, nämlich die Unterschrift: „Marie!“

„Meine eigne!“ fuhr jetzt Lippold auf.

„Es scheint!“ stimmte Fischbach gelassen bei.

Zener machte eine heftige Bewegung nach der Seitenthür: „Aber sie soll mir —“

„Halt!“ vertrat ihm sein Freund den Weg. „Was habe ich Dir gestern gesagt, wie Du Dein Kind behandelst?“

Von der Erinnerung nahm Lippold keine Notiz, sondern fuhr aufs Neue los: „Die Freundin, die hier die Hand im Spiel hat, kenne ich. Sie hat den Brief auch geschrieben.“

„Nach dem Dictat Deiner Tochter?“

„Natürlich!“ Lippold wollte hinaus.

Fischbach verhinderte ihn: „Ehe Du Deinen Zorn entladest, lies doch den Brief noch einmal!“

„Wozu, wozu?“

„Vielleicht, wenn Du ihn ruhiger wieder vornimmst, bringt er Dich zur Erkenntniß, daß Du ein alter Sünder bist. Die Klagen, die Dein Fleisch und Blut über Dich führt, sind gerecht. Marie drückt sich noch sanft genug aus. Die Sehnsucht nach Freiheit ist sehr natürlich bei ihr. Wärest Du ein anderer Vater, würde das Mädchen nicht auf diese Weise von Dir loszukommen suchen. Es ist ein verzweifelter Schritt von ihr, und Du hast sie dazu getrieben.“ Lippold öffnete den Mund zu einer Erwiderung, doch Fischbach ließ ihr kein Gehör: „Vertheidige Dich nicht, Du kannst Dich nicht weißbrennen! Ich lese Dir den Text als Dein guter Freund. Es wäre furchtbar verkehrt, jetzt über Deine Tochter herzufahren; denn Du hast Dich zu schämen, nicht sie. Marie darf gar nicht erfahren, daß Du das Injerat erlassen. Wir müssen den Handel still und leise zum Guten für Euch Beide wenden. Wem, meinst Du, hat Marie den Brief dictirt?“

„Ihrer Freundin Pauline Braunschweig! Ich kenne die Schrift.“

„So geh,“ fuhr der Ermahner fort, „ohne daß Deine Tochter Etwas merkt, und schicke einen Dienstmann zu der Pauline, laß sie schleunigst herbitten, aber so, als schickte Marie selbst nach ihr! Wir nehmen sie dann unter uns ins Gebet, und das Weitere wird sich finden. Geh, ich bleibe hier!“

Lippold's Erregung hatte sich gänzlich gelegt. Er sah den Rathgeber an: „Weißt Du, Alter, Du bist ein recht verständiger Kerl!“

„Hoffentlich“, versetzte der Gelobte, „wirst Du in Folge der Geschichte auch noch einer.“

Lippold holte seinen Hut: „Ich bin gleich wieder da.“ Während er auf der Straße einen Dienstmann engagirte, durchmaß Fischbach, die Hände auf dem Rücken, verschiedene Mal das Zimmer, blieb zuweilen stehen, als fielen ihm Dinge ein, die zu überlegen wären und sagte, sobald der Wittwer wieder in die Thür trat: „Nun entferne Marien aus dem Hause, gib ihr eine Commission, bei der ihr unterwegs aber die Pauline nicht in den Wurf laufen kann!“

Lippold erwies sich auch hierin gehorsam und brachte die Nachricht, Marie sei fort. „Schön!“ bemerkte Fischbach. „Willst Du mich, wenn die Pauline kommt, allein mit ihr verhandeln lassen und bloß den stummen Zeugen abgeben?“

„Ich werde kein Wort dareinreden,“ versprach Lippold. „Du hast Recht, Fischbach, ich bin ein alter Sünder, ich sehe es ein!“

Der Freund ließ ein kurzes Lachen hören: „Das Schicksal theilt manchmal wirklich merkwürdige Nasenstüber aus, um seine Leute zur Raision zu bringen.“

„Wo ist der Brief?“ fragte Mariens Vater.

„Hier! Ich habe ihn einstweilen eingesteckt. Willst Du ihn?“

„Ja!“

„Aber gib mir ihn nachher wieder! Der Pauline gegenüber muß er in meinen Händen sein.“

Lippold vertiefte sich in die vermeintlichen Bekenntnisse seiner Tochter, sein Auge glitt so lange darüber hin, als wollte er die Zeilen auswendig lernen. Der Andre störte ihn nicht. Jetzt klingelte es. Er fuhr förmlich zusammen, steckte dem Freunde rasch das Papier zu und öffnete dann.

„Guten Morgen, meine Herren!“ verneigte sich die fast athemlose Pauline. „Kann ich Marien nicht einen Augenblick sprechen?“

An Stelle des Vaters antwortete ihr Fischbach mit freundlicher Ruhe: „Fräulein Marie ist ausgegangen.“

„Wohin?“

„Das ist nebensächlich. Ich danke Ihnen, daß Sie sich so beeilt; denn ich habe in Mariens Namen zu Ihnen geschickt, meine Liebe!“

Das Mädchen machte große Augen: „Sie, Herr Fischbach?“

„Sie werden die kleine Mystification verzeihen, gutes Kind, wenn Sie hören und sehen, daß ein sonderbarer Zufall Ihren Brief an das läbliche Intelligenz-Comtoir in meine Hände gespielt.“

„Meinen — Brief?“ wiederholte Pauline gedehnt.

„Wollen Sie leugnen, daß dies Ihre Schrift ist?“ Er hielt ihr das corpus delicti vor.

„Nein!“ rief sie, schnell entschlossen, mit voller Festigkeit.

„Ihre Freundin hatte Sie gebeten, die Feder zu ergreifen —“

„Da irren Sie bedeutend, Herr Fischbach!“ unterbrach Pauline, die Lippe aufwerfend. „Wenn ich mir auch nicht erklären kann, wie Sie zu dem Brief gelangt, Marie hat mich keineswegs gebeten. Ich habe nicht nöthig, die Wahrheit zu verhehlen; im Gegentheil, es ist mir ganz lieb, wenn ich sie sagen darf.“ Die Rede sprudelte ihr von der Zunge. „Ich kam mit dem Inferat zu Marien und trug den Brief fertig in der Tasche. Es kostete viel Ueberredung, ehe sie mir erlaubte ihn abzusenden. Aus längstgefühltem Mitleid mit ihrer unglücklichen Lage hatte ich die Worte aufgesetzt, wenn

Herr Lippold es wissen will, und wenn Sie, Herr Fischbach, wissen wollen, warum meine arme Freundin endlich darauf einging, sich dem Wittwer antragen zu lassen, so ist Ihr Sohn Rudolph daran Schuld.“

„Mein Rudolph?“ Fischbach stand frappirt, seinem Nebenmann sauste es vor den Ohren.

„Allerdings!“ behauptete Pauline. „Marie liebt ihn, und früher dachten wir, er hätte sie auch lieb. Auf einmal aber blieb er ohne Grund weg, läßt sich nicht mehr hier sehen, und gestern, gerade als ich herkam, geht er am offenen Fenster vorüber und gönnt Marien kaum einen oberflächlichen Gruß. Das stieß dem Fuß den Boden aus. Es ist klar: er macht sich Nichts mehr aus ihr, hat früher nur so gethan und läuft jetzt Gott weiß welcher Schürze nach.“

„Ich danke Ihnen!“ rief Fischbach.

Sie knigte schnippisch: „Bitte sehr! Aber ich wünsche ihm, das er recht übel ankommt; denn Marien nicht treu zu bleiben, die jeden Mann glücklich machen muß —“ Fischbach ließ sie nicht enden, er hob beide Hände: „Einzige Seele —“

„Ja,“ schnitt sie ihrerseits ab, „ich bin die einzige Seele, die tiefen Theil an der armen Marie nimmt!“

„Sie sind ein Engel, geradezu ein Engel!“ Dabei ergriff der alte Mann des Mädchens Arm. „Und Sie müssen uns weiter helfen; denn soviel an uns liegt, soll Ihr Brief zu Mariens Glück führen!“

„Was? Wie?“ fragte sie mit zweifelndem Blick auf beide Männer.

„Ja, ja doch, Kind!“ versicherte Fischbach. „Jetzt thu' Du auch den Mund auf, Lippold!“

Der Angeredete begann mit unsicherem Ton, aus dem ungewöhnliche Weichheit klang: „Daß ich ein schlechter Vater gewesen, hätte mir vielleicht schon früher eingeleuchtet, wenn Marie sich jemals laut beschwert hätte. Von selbst fiel ich nie darauf, weil man zu wenig über sich nachdenkt und immer mit sich vollkommen zufrieden ist, so lange Einen kein Andreer schüttelt. Sie sollen aber jetzt sehen, Pauline, wie Ihr Wink mit dem Laternenpfahl hilft. Marie wirds von Stunde an gut bei mir haben!“

„Wirklich?“ rief Pauline, und ihr ganzes Gesicht verklärte sich.

Wer Etwas ehrlich meint, betheuert es nicht doppelt und dreifach. So wiederholte auch Lippold sein Gesöbniß nicht, sondern fuhr fort: „Und um eine Witgift, wenn sie einmal heirathet, braucht ihr nicht bange zu sein.“

„Aber den Wittwer heirathet sie auf keinen Fall!“ fügte Fischbach nachdrücklich hinzu.

Jetzt wurde Pauline zutraulich: „Sagen Sie, wer ist denn der Wittwer? Sie müssen's doch wissen?“ Hierbei deutete sie auf ihren Brief.

„Natürlich weiß ich's“, nickte Fischbach. „Er kam zu mir mit dem Brief und zog mich ins Vertrauen, ob ich nicht ebenfalls meinte, die unterzeichnete Marie sei Lippold's Tochter.“

„Sehen Sie, Herr Lippold“,kehrte Pauline sich zu diesem, „so hat sich's schon in der Stadt herumgesprochen, wie Sie mit Marien umgegangen.“

„Er wird sich ja ändern,“ nahm Fischbach dem Neuen die Entgegnung ab und knüpfte an: „um ihm aber schwarz auf weiß zu zeigen, in welchem Geruch er sich gebracht, hat ich mir das Document von dem Wittwer für ihn aus. Er erkannte sofort Ihre Handschrift, liebes Kind, und das Uebrige können Sie sich allein sagen.“

„Also so hängt es zusammen?“ lächelte das Mädchen, dem treuherzigen Ton des alten Mannes unbedingten Glauben schenkend.

Fischbach vollendete sein Lügengewebe: „Das heißt dem Wittwer habe ich keinen Verdacht auszureden gesucht, um meinen alten Freund Lippold nicht noch stärker zu compromittiren, und jetzt werde ich zu ihm gehen: mein lieber Geschäftsfreund, Sie sind total auf dem Holzwege, Lippold hat die Handschrift recognoscirt, es ist durchaus nicht die seiner Marie!“

„Wenn Sie das vorhaben, Herr Fischbach,“ versetzte Pauline ernst, „dann will ich auch nicht indiscret sein und nach dem Namen fragen. Vielleicht bekommt der Herr noch andre Adressen. Mich kümmert er nicht weiter, wenn für meine Marie gesorgt ist. Doch hören Sie, Ihr Rudolph —“

„Still, Püppchen!“ gebot der Vater des treulosen Liebhabers sanft, „mit meinem Jungen werde ich reden, wenn ich mit Ihnen fertig bin!“

Pauline begriff ihn nicht: „Mit mir?“

„Ich habe Ihnen erklärt, daß wir auf Ihren ferneren Beistand rechnen. In Ihrem geschäftigen Schreiben wird der angehende Fünfziger aufgefordert, einen Ort zur Zusammenkunft mit Marien zu bestimmen.“

„Da wollte ich mich einfinden,“ gestand Pauline, „um zuvörderst zu sehen, wie die Persönlichkeit ist, und ob ich's verantworten könnte, wenn ich ihn in Berührung mit Marien selbst brächte.“

Hier mußte Fischbach laut lachen: „So klug ist er aber auch, Fräulein Pauline, daß er zuerst einen Andern als Pflänker vorzuschicken beabsichtigt. Und zwar sollte ich derjenige sein, welcher!“ Er lachte aufs Neue und steckte das junge Mädchen damit an. Lippold blieb der Einzige, der nicht in Heiterkeit gerieth. Seine Blicke behielten ihren Ernst, nur ein verstohlener Blick, den er mit Fischbach wechselte, drückte diesem seine tiefe Dankbarkeit dafür aus, daß der Freund Paulinen über die Person des Heirathscandidaten so gründlich getäuscht. Nachdem das Nachduett aufgehört, forschte das Mädchen:

„Aber was soll denn nun geschehen? Ich wollte heut nach Tische im Intelligenz-Comptoir vorsprechen, um Nichts zu versäumen, falls unser zehnjähriger Wittmann schon diesen Nachmittag eine persönliche Begegnung wünschte.“

„Die Umstände sparen Sie jetzt,“ sagte Fischbach. „Doch Marie muß über den wahren Sachverhalt im Dunkeln bleiben. Sie sind daher so gütig, Paulinchen, kommen am Nachmittag zu ihr und bringen den Bescheid, Sie wären vergeblich im Comtoir gewesen, der Wittwer hätte nicht auf ihren Brief geantwortet —“ plötzlich unterbrach Fischbach sich selbst — „halt, da fällt mir ein besserer Abschluß ein!“

„Nun?“ rief das Mädchen gespannt.

„Sie bemühen sich doch in das Comtoir,“ änderte er seine Weisung, „Sie sollen eine passende Antwort für Marien finden.“

„Gut, wie Sie wollen, Herr Fischbach!“

„Ich schreibe sie gleich hier,“ fuhr er fort, „Lippold, gib mir Papier und Feder, und ich trage sie eigenhändig ins Bureau.“

Auf einmal bildeten sich in Paulinens Wangen Grübchen, aus denen kleine Kobolde hervorguckten: „Wie lange brauchen Sie zum Schreiben, Herr Fischbach?“

„Warum?“

„Ich frage nur.“

„Ja, so ganz geschwind geht's überhaupt nicht mehr bei mir, Kind, und zudem muß ich meine Handschrift einigermaßen verstellen.“

„Dauert's wohl ein halb Stündchen?“

„Mindestens! Aber warum denn in aller Welt?“

Der weibliche Schalk machte eine äußerst zierliche Verbeugung. „Guten Morgen, meine Herren!“ und war im Moment zur Thüre hinaus.

„Was hat sie? Sie hat Etwas! sagte Fischbach.

„Ich weiß es nicht,“ zuckte Lippold die Achsel.

„Wir können's abwarten,“ entschied der Borige, „laß sie laufen und gib mir Tinte!“

Lippold schloß sein Cylindrer-Bureau auf und holte dem Freunde einen bequemen Sessel. Beim ersten Wort, das Fischbach schrieb, recensirte er: „Du haßt aber mechante Federn!“ Mühsam kriegelte er weiter.

\* \* \*

Pauline schlüpfte wie ein Kal durch das Straßengewühl. Als sie vor der Firma eines großen Weißwaarengeschäftes stand, sah sie nach ihrer Uhr; sie hatte von Lippold's Wohnung sieben Minuten gebraucht, bis ihr von der Spiegelscheibe des Schaufensters die Metall-Lettern entgegenlänzten: „Fischbach und Sohn“. Eilig trat sie in den Laden. Er war ziemlich gefüllt von Käuferinnen, sodaß die bedienenden jungen Mädchen und Commis vollauf zu thun hatten. Trotzdem verließ ein eleganter Jüngling die Dame, der er gerade mehrere Stücke Zeug zur Auswahl vorgelegt, und näherte sich der neuen Erscheinung mit Grazie: „Sie befehlen, mein Fräulein?“

„Ich will Nichts kaufen, ich wünsche Herrn Rudolph Fischbach zu sprechen.“

Der Commis verneigte sich: „Sogleich!“ Er flog in den hintersten Winkel des Ladens, wo das größte Gedränge herrschte, aus dem Pauline bei ihrer kleinen Figur den Gesuchten nicht herauszufinden vermochte. Nur wenige Secunden und Herr Rudolph Fischbach tauchte auf. Als er des jungen Mädchens ansichtig ward, nahm er größere Schritte. Er war von mittlerer, gedrungenen Gestalt, die ungeachtet ihrer sechsundzwanzig Jahre bereits Anlage zur Corpulenz zeigte. Wegen die fast mädchenhaft weiße Hautfarbe des bartlosen Gesichts stachen die schwarzen Augen und das kurzgelockte schwarze Kopshaar angenehm ab. An Rudolph's Aeußerem wäre nichts zu bemängeln gewesen, hätte ihm nicht das linke Ohrläppchen gefehlt; doch durfte er ohne Erröthen gesehen, in welchem Handgemenge er es eingebüßt: bei Mars la Tour, wo er als freiwilliger Dragoner mitgekochten, hatte ihn ein französischer Säbel gestreift, dem er die leichte Beschädigung schwer heimgezahlt. Die Kundinnen, die seit Jahren bei Fischbach und Sohn kauften, waren sämmtlich von dem Vorgang unterrichtet; dafür hatte nicht Rudolph, wohl aber „der alte Herr“ in verzeihlichem Vaterstolz gesorgt.

Mit offener Freude begrüßte der junge Mann Paulinen. Aber er hatte nur ihren Namen ausgesprochen, als sie ihm winkte, mit ihr an die Seite zu treten, und flüsterte: „Ihr Geschäft blüht zwar üppig, allein Sie müssen auf der Stelle fort!“

„Wohin?“

„Zu Ihrem Vater!“

Rudolph erschrak in allen Gliedern: „Um Gotteswillen, was ist geschehen?“

„Nichts Schlimmes!“ beschwichtigte sie. „Er läßt Sie bitten, augenblicklich zu Lippold zu kommen.“

Die Miene des Hörers verfinsterte sich: „Zu Lippold?“

Das Mädchen achtete scheinbar nicht darauf: „Er erwartet Sie mit Bestimmtheit. Ich war zufällig bei meiner Freundin Marie und hörte, daß Ihr Vater nach Ihnen schicken wollte. Ich gehe vorbei, Herr Fischbach, sagte ich, ich werd' es Herrn Rudolph bestellen.“

„Ich danke Ihnen sehr, Fräulein Pauline, aber was kann mein Vater so Dringendes wollen?“

„Ich weiß nur, daß es eben fürchterlich dringend ist, also leben Sie wohl!“ Sie verschwand, ehe er noch eine Frage stellen konnte. Da drehte er sich kurz um, ließ sich den Hut reichen, gab dem Geschäftspersonal einige Aufträge für den Fall, daß er in einer Stunde nicht wieder zurück sei, und warf sich draußen in die erste Droschke, deren er habhaft wurde, um schneller zum Ziel zu kommen. Während er auf dem halbversteinerten Polster hin und her gerüttelt saß, murmelte er kopfschüttelnd: „Komisch! Er citirt mich zu Lippold, und ich habe ihn doch merken lassen, daß mir der Mann zuwider ist?“ Die Ursache blieb ihm räthselhaft, so angestrengt er auch grübelte. Da hielt die Carrosse.

Die weiße Perrücke hatte sich mit der mechanischen Feder möglichst kurz gefaßt und soeben den letzten Schnörkel der Chiffre auf die Adresse gemalt, als es an der Thür läutete. In dem Glauben, es sei Marie, die Einkauf begehre, hieß er seinen Freund Lippold mit dem Öffnen warten, bis er sein Geschreibsel in die Tasche prattizirt. Lippold widersprach zwar gleich, es müsse Jemand anders sein, denn seine Tochter pflege über den Hof durch die Küche zu gehen, indeß Fischbach meinte, Vorsicht könne nie schaden. Nun erfolgte ein zweites Läuten, und so gewaltig, daß der Schreiber selbst vom Stuhl in die Höhe fuhr. Lippold entriegelte den Eingang, Rudolph stand vor ihm: „Wo ist mein Vater?“

„Der Tausend, Du, mein Junge?“ fragte Fischbach dagegen.

„Gott sei Dank!“ rief der Sohn und setzte gleichgültig hinzu: „Guten Tag, Herr Lippold, ich zitterte schon, meinem Vater sei ein Unglück zugestoßen!“

„Mir?“ wunderte sich der Bezeichnete. „Woher weißt Du denn überhaupt, daß ich hier bin?“

Jetzt war es an Rudolph, sich zu wundern: „Du hast mich ja Hals über Kopf herverlangt, Vater?“

„Ich?“

„Alle Hagel,“ eiferte der junge Mann, „was fällt der Närrin ein? Pauline Braunschweig kommt ins Geschäft —“

„Pauline?“ rief der Vater dazwischen. „Ein Blickmädel das!“

„Du lächst, Vater? Ja, sei so gut und erkläre mir —“

„Beruhige Dich, mein Junge! Mir geht auch erst allmählig ein Licht auf, was Fräulein Pauline mit der Schelmerei bezweckt haben kann. Sie behauptete, Du wärst aus diesen Räumen ohne Grund weggeblieben.“

„Ohne Grund? O nein!“ versetzte Rudolph rasch, indem er einen zornblikenden Blick seitwärts nach Lippold warf.

„So laß einmal den Grund hören!“ forderte der Vater.

Statt dessen fragte Rudolph etwas leiser: „Wo ist Fräulein Marie?“

„Sie war,“ unterrichtete ihn der Borige, „schon nicht mehr anwesend, als Pauschen kam.“

„Dann hat die Heze doppelt gelogen!“ grollte der vormalige Dragoner.

„Du sollst Alles erfahren, Rudolph,“ wurde ihm in Aussicht gestellt, „wenn Du unter uns Männern rund heraus antwortest, ob Du jemals daran gedacht, Marien zu meiner Tochter zu machen.“

„Ja, lieber Vater!“ erklärte der Sohn. „Ich habe daran gedacht und denke noch daran, aber — es geht nicht; denn man heirathet nicht ein Mädchen allein, man heirathet die Angehörigen gewissermaßen mit. Ich muß mich ungeschminkt aussprechen: ein Schwiegervater wie Herr Lippold paßt nicht für mich!“

Die Invektive war zu stark für den Betroffenen. „Junger Mensch!“ brauste Lippold auf, als wollte er ihm zu Leibe.

Doch der junge Mensch zeigte sich dem Gegner an Muth gewachsen und in Worten überlegen; denn er fuhr energisch fort: „Sie haben mich aus Ihrem Hause verschleucht, Sie allein! Meine Gegenwart hielt Sie eines Tages nicht ab, Ihre Tochter einer Bagatelle wegen in der heftigsten Weise anzufahren. Das arme Kind schwieg, in mir aber, Herr Lippold, kochte es. Ich sagte mir, daß ich am ersten Tage meiner Ehe Ihnen meine Thür verbieten müßte. In welche Lage käme dadurch Marie?“

Er hielt inne. Lippold hatte die Augen niedergeschlagen und war blaß geworden. Fischbach Vater deutete auf ihn und sprach zu seinem Sohn: „Das hat ihm nur noch geschelt, er macht heut alle Stationen eines russischen Bades durch.“ Dann klopfte er auf Lippold's Schulter: „Siehst Du, so windelweich mußt Du werden!“ Der hart Mitgenommene erwiderte Nichts, sah auch nicht auf, sondern schlich getnickt ins Nebenzimmer. Seine Entfernung benutzte Fischbach und setzte den gespannt zuhörenden Rudolph von allen Vorfällen seit dem verwichenen Abend in Kenntniß. Das Auge des jungen Mannes ward von Minute zu Minute heller. Zuletzt umarmte er den Bericht-erstatte: „Vater, ich heirathe Marien!“ Dann lief er an die Seitenthür und rief hinein: „Herr Lippold!“

Dieser kam wie ein folgemes Kind, das Taschentuch am Gesicht. „Hat Dir die Nase geblutet?“ fragte Fischbach mit leisem Spott.

„Das Herz!“ entgegnete der Andre, und seine Lider feuchteten sich noch einmal. „Aber Ihr seid kein Haar besser, als ich!“

„Was? Wir?“ Fischbach warf den Kopf zurück.

Auch Lippold richtete sich in die Höhe: „Heißt das Freundschaft, hinter meinem Rücken zu knurren und zu murren? Warum hat mir Keiner längst seine Meinung ins Gesicht gesagt?“

Ungefäumt erwiderte ihm Rudolph: „Ich wartete nur darauf, Sie sollten meinen Vater einmal fragen, warum ich so lange nicht hiergewesen. Aber täglich haben Sie Ihr Sechszwanzigst gespielt, ohne eine Sylbe von mir zu erwähnen, weil Ihnen Ihre Tochter und jeder Andre ganz gleichgültig ist. Sie sind der eingefleischte Egoist! Wie wären Sie sonst auch noch bei Ihren Jahren auf Heirathsgedanken gekommen?“

Lippold schwieg wiederum, dafür erhob der Mund unter der weißen Perrücke seine Stimme: „Jetzt will ich Dir sagen, alter Hans, was ich mir vorgenommen, wenn die Sache anders kam. Ein hübsches und gutes Mädchen hätte ich Dir nicht ausgesucht,

aber wo möglich einen Drachen, vor dem Du gleich bei der ersten Begegnung zurückgefahren wärst! Auf die Art wollte ich Dich curiren, das Schicksal hat's besser gemacht!"

Lippold stieß einen Seufzer aus, sein Ton zitterte: „Rudolph, wenn meine Tochter Ihre Frau geworden, ziehe ich in eine kleine Stadt!"

„O, sei so freundlich!" rief der alte Fischbach. „Mit wem soll ich nachher meine Parthie machen?"

„Hören Sie einen andern Vorschlag!" lächelte Rudolph. „Sie bleiben in Berlin und machen Ihre Parthie mit dem Vater künftig bei uns! Für das nöthige Weißbier wird Marie sorgen." Lippold sah ihn ungewiß an. War das Ernst? Rudolph merkte, wie Jener zweifelte, und fuhr fort: „Sie brauchen dann nicht mehr in die Bierstube zum Spiel zu gehen. Und Oftern wird eine kleine Wohnung bei uns leer, dann brauchen Sie, wenn Sie die Karten weglegen, auch nicht mehr nach Hause zu gehen."

Das Anerbieten wirkte überwältigend. Lippold griff mit beiden Händen nach denen des jungen Mannes: „Rudolph!" Im nächsten Augenblick jedoch kehrte er sich ab, um seine Erschütterung zu verbergen.

„Jetzt gehen wir, mein Junge!" erklärte Fischbach, seinen Stammhalter wohlgefällig betrachtend. „Ich muß ins Intelligenz-Comtoir. Nachmittag lassen wir Marien erst ruhig durch Paulinen mein Scriptum übermitteln, dann siehst Du uns wieder, Lippold, und wir bringen unsere Mutter mit!"

Vater und Sohn gingen Arm in Arm davon. Nicht lange, so kehrte Marie von ihrer „Comission" zurück. Lippold hatte sie zu einem entfernt wohnenden Rechtsanwalt geschickt und fragen lassen, ob derselbe an einem der nächsten Vormittage zu sprechen sei. Der Bescheid lautete bejahend. „Ich danke Dir, mein Kind!" sagte Lippold.

Das Mädchen staunte. Seit wann hatte der Vater sie nicht „mein Kind" genannt? Und wie sanft er heut sprach? Sie war nur an einen barschen Ton gewöhnt. Doch hütete sie sich wohl, ihr Befremden laut zu äußern, aus Furcht, er möchte sofort in seine hergebrachte Manier zurückfallen. Sie begab sich in die Küche. Die Essenszeit kam, Marie trug die Suppe auf. Wie immer, legte sie dem Vater vor. Sonst nahm er stumm seinen Löffel, heut sagte er: „Ich danke, liebe Marie!" Fast entglitt ihr der gefüllte Teller. Hatte sie recht vernommen? Liebe Marie? Es klang ihr wie leise Musik vor den Ohren. Erwartungsvoll setzte sie sich nieder, ob noch ein Hauch der Zärtlichkeit seinen Lippen entströmen würde, aber das Mahl ging unter tiefem Schweigen vorüber. Das Hauptgericht berührte Lippold kaum. Da hob die Tochter schüchtern an: „Ist Du denn heut nicht mehr, Vater?"

Ohne sie anzublicken, versetzte er: „Ich bin satt, mein gutes Kind!"

In dem Moment war sie's auch. Sie sein gutes Kind? Gelobt hatte er sie nie, wenigstens wußte sie sich dessen nicht zu erinnern. Lippold stand vom Tisch auf: „Gesegete Mahlzeit!" und reichte ihr die Hand. Auch das war nie geschehen. Aber immer noch wagte sie nicht, zu forschen, woher die Veränderung rühre. Sie ließ ihn in sein Schlafzimmer gehen, wo er Mittagruhe zu halten pflegte, und brachte ihm die verdeckte Tasse Kaffee, die sie regelmäßig geräuschlos in seine Nähe stellte, daß er sie beim Erwachen fand. Als sie's heute that, schien ihr der Vater nicht wirklich zu schlummern, sondern sie durch die Wimpern verstoßen anzublickeln, und schon nach fünf Minuten hörte sie ihn die Stiefel anziehen, während er sonst das Sopha über eine Stunde drückte. Bald darauf trat er, zum Ausgehen gerüstet, in den Wohnraum, näherte sich Marien,



die am Fenstertisch nähte, und — das Unerhörte ereignete sich: er küßte sie auf die Stirn: „Adieu, meine Tochter!“ Aber als hätte er sich des Kusses zu schämen, eilte er hinaus. Dem Mädchen wäre beinahe ein Schrei des Schreckens entfahren, und doch ward ihr so wohl, so heimlich wohl, wie wenn ein Frosterstararter die ersten Regungen der wiedererwachenden Blutwärme spürt. Es war weder Traum, noch Sinnentzug, daß der väterliche Mund ihre Stirn sanft berührt, Marie hatte also doch einen Platz in Lippold's Herzen, sie war nicht völlig ungeliebt von ihm, wie sie bisher gedacht.

Eine Stimmung überkam sie, eine eigenthümliche Bewegung, daß die Nadel keinen Stich mehr zu thun vermochte. Marie mußte aufstehen, von einer Ecke der Stube in die andere, sie hätte gern geweint oder gelacht, sie konnte Dies so wenig wie Jenes. In ihrer Unruhe lehnte sie sich endlich über die Kessentöpfe hinweg aus dem Fenster. Sie blickte die Straße rechts, die Straße links hinunter. Den Vater entdeckte sie nicht unter den Fußgängern, allein eine andere bekannte Gestalt erschien plötzlich an der nahen Ecke: Pauline. Rasch zog Marie den Kopf zurück und ließ die Thür aufspringen, in der sie stehen blieb, bis die Freundin im Hause war.

„Hast Du mich schon erwartet?“ flüßelte Pauline.

„Rein, aber gesehen!“

Das Zimmer schloß sich. Pauline strahlte, indem sie Marien ein Billet hinhielt: „Da, von unfrem Wittwer! Er muß selbst im Comptoir gewesen sein; denn seine Antwort trägt kein Postzeichen.“

Marie nahm schweigend das papierne Rechteck, löste die Hülle und las:

„Geehrtes Fräulein!

Schreiber dieses dankt Ihnen aufs herzlichste, daß Sie seinem Insuperat Beachtung geschenkt. Aber —“

„Was aber?“ fiel Pauline mit lebhafter Reugier ein. Die Leserin fuhr fort:

„Aber ich kann Ihre gütige Offerte unmöglich annehmen. Um Ihrer selbst willen kann ich es nicht. Ein Mädchen von achtzehn Jahren darf andere Ansprüche an ihren Gatten stellen als ein Mann in den Fünfzigen zu erfüllen im Stande ist. Sollte ich wieder eine Ehe schließen, so müßte meine zweite Frau mindestens die Dreißig überschritten haben. Ihnen, liebes Kind, wünsche ich Geduld im väterlichen Hause, bis ein Jüngerer, als ich, Sie aus Ihrer Pein erlöst, und ich hoffe, daß sich bald ein solcher findet.

Ergebenst

M. M.“

Marie faltete das Blatt zusammen, ohne den lauernden Blick Paulinens zu bemerken, und sagte: „So ist's gut, nimm die Antwort wieder mit und vernichte sie. Ich würde mich jetzt dem Herrn unter keiner Bedingung mehr genähert haben; denn mein Vater ist seit Mittag sehr gut gegen mich.“

„Ach, was Du sagst!“ rief die Freundin. Es gelang ihr trefflich, die Ueberraschte zu spielen. „Wie kommt das?“

„Ich weiß es nicht, aber Du solltest ihn sehen, Pauline, er ist wie umgewandelt.“

„Fräulein Marie!“ tönte bei ihrem letzten Wort ein lauter Anruf zum Fenster herein. Ihr Puls stockte, obgleich sie den Rufer nicht sah. Sie kannte ihn gar zu wohl an der Stimme. Pauline kannte ihn nicht minder, stellte sich indessen fortgesetzt dumm und lief an die Blumentöpfe: „Wer ist denn das? Ach, Herr Rudolph Fischbach?“

„Sie da, Fräulein Pauline?“

„Aufzuwarten, und werde Ihnen als Portier dienen!“ Sie that es. Marie rührte

sich nicht; ihre Verwirrung fesselte sie an den Fleck, wo sie stand; sie fühlte, wie es in ihren Schläfen pochte.

Der Mann mit dem fehlenden Ohrläppchen erschien. Sein erster Blick fiel auf Marien, doch er wollte ihre Alteration nicht bemerken, sondern warf leicht hin: „Ich muß doch einmal wieder sehen, wie es Ihnen geht.“

Unausgefordert übernahm Pauline die Entgegnung: „Sehr gnädig! Wir glaubten schon, Sie hätten total vergessen, daß wir noch auf der Welt.“

„Glaubten Sie das wirklich, Marie?“ wandte Rudolph sich an diese. Da sie kein Wort fand, sprach er weiter: „Besondere Umstände hielten mich die Zeit her fern, aber heut Vormittag benutzte ich die erste freie Stunde, Ihren Vater zu besuchen.“

Jetzt schlug Marie die Augen zu ihm auf: „Sie waren bei meinem Vater? Davon hat er mir nichts gesagt.“

„Ich danke ihm dafür,“ versetzte Rudolph: „denn er weiß, weshalb ich jetzt zu Ihnen komme.“

„Nun?“ mischte Pauline sich ein. „Ist's ein Familiengeheimniß, so verschwinde ich, mein Herr!“

Er schüttelte: „Mariens vertrauteste oder einzig vertraute Freundin kann dreist hören, welche Frage ich auf dem Herzen habe.“

„Also welche, Mylord?“

„Ob Marie binnen heut und vier Wochen mein liebes Weib werden will.“

„Willst Du?“ rief Pauline.

Keine Antwort, aber Marie lag an ihrem Halse und preßte die Stirn auf ihre Schulter. „Schah, Du geräthst an die falsche Adresse, dort wohnen die Leute!“ sprach das umschlungene Mädchen und drängte die Andre von sich weg in Rudolph's Arme. Er mußte Kraft aufbieten, sie zu halten; denn Marie brach in krampfähnliches Schluchzen aus, und ihre Glieder zuckten wie von elektrischen Funken getroffen. Pauline und Rudolph wußten wohl, warum. Der junge Mann zog die Geliebte aus Sopha, bettete sie darauf und trat ihr zu Häupten, die Hand auf ihr Haar legend. Das war die beste Befestigung der fiebernden Seele. Pauline stand der Ruhenden zu Füßen und murmelte: „Unsinn! Bekomme ich den Schlucken!“ Sie fuhr dabei geschwind mit dem Tuch über die Augen.

Mariens Erregtheit ließ nach. Ein Lächeln schwebte über ihre Züge, das sie schön erscheinen ließ. Sie schaute empor: „Rudolph!“

Er beugte sich sanft nieder: „Meine Marie!“

Ehe er's wehren konnte, zog sie seine Hand an ihre warmen Lippen: „Nun weiß ich, warum der Vater so gut geworden. Weil Du mich liebst, liebt er mich auch!“ Rudolph schloß ihr den Mund mit einem langen Kuß.

„Kinder, seht doch, seht!“ Mit dem Ausruf sprang Pauline aus Fenster. „Wer segelt da über die Straße? Arm in Arm Mama und Papa Fischbach! Ihre Mutter in Gala, Herr Rudolph, Ihr Vater hat sich bloß ein frisches Jabot zugelegt! Gott, wie galsant Herr Lippold der alten Dame über den Rinnstein hist!“ —

Den Rest unsrer Geschichte kann sich der gefällige Leser selbst erzählen. Nur einen kleinen Nachtrag sind wir zu liefern verpflichtet. An Paulinen bewährte sich der alte Aberglaube, daß eine Hochzeit immer eine Verlobung stiftet. Als Fräulein Braunschweig ihre Brautjungferrolle bei der Freundin spielte, lernte sie unter den Gästen einen jungen

Arzt kennen, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als sich in seine anmuthige Tischnachbarin zu verliehen. Im letzten „wunderschönen Monat Mai“ ist sie Frau Doctorin geworden, nachdem sie drei Viertelsjahre den Ring an der Linken getragen. Bei der feierlichen Gelegenheit, die ihn an die Rechte verpfanzte, trank Vater Fischbach sich einen der nie aus der Mode kommenden Haarbeutel, sein Freund Lippold sagte: „Du hast einen Chignon, Alter!“ was die weiße Perrücke durchaus nicht Wort haben wollte, und zum Beweis, wie vollständig er noch Herr seiner Zunge sei, rief der protestirende Greis sein Schwiegertöchterchen, an seine Seite und erzählte ihr in Lippold's Beisein von einem gewissen Wittwer, von seinem Intelligenzblatt-Inserat und so weiter und so weiter. Rudolph war zwar etwas ungehalten darüber; denn er hatte das Geheimniß sorglich vor seiner Marie bewahrt; da es nun aber einmal nicht mehr zu begraben war, stieß er mit Lippold auf das innige Verhältniß an, welches sich zwischen diesem und der jungen Frau gebildet, die jetzt von dem ehemals so schroffen Vater buchstäblich auf Händen getragen wird. Seit Mariens Vermählung hatte Lippold jeden Tag des Herbstes und Winters einzeln in seinem Kalender durchstreichen, bis Ostern herantam und er zu seiner Tochter ziehen durste. Unter ihrem Dach bemüht er sich redlich, an Liebe nachzuholen, was er unter seinem eigenen veräußert, und berechnet allmorgendlich mit Ungeduld den Termin, an dem er Großpapa zu werden hofft.

---

## Gegenüber.

Gedicht von Mila Lumi.

## I.

Das schattenhafte Angesicht  
Mit seinem dunklen Lodenrahmen,  
Das einsam bei der Lampe Licht  
Hinträumt — ich kenne seinen Namen.

Es stammt aus einer fernen Welt,  
Es mahnt mit reglos bleichen Lippen  
Mich an ein Fahrzeug, das zerföhelt  
Auf hoher See, an scharfen Klippen.

## II.

Wiedersehen? hohle Phrase,  
Denn ich seh durch meine Scheiben,  
Hinter Deinem Fensterglase  
Täglich Dein geschäftlich Treiben.

Wiedersprechen? leere Worte,  
Wiederfinden? Wiedermeiden,  
Wieder an des Glückes Pforte  
Zagend stehn, und elend scheiden . . .

## III.

Je weiter fort,  
Je weiter hinaus,  
Desto besser für Dich!  
Je ferner der Ort,  
Je ferner das Haus  
Desto besser für mich . . .  
Sonst kommt der Tag  
Wo mit einem Schlag

Das Haus in Feuer stünde!  
Wo hinüber zu Dir  
Und herüber zu mir  
Lohnte die flammende Sünde . . .  
Je weiter fort  
Desto besser für Dich,  
Je ferner der Ort  
Desto besser für mich.

## IV.

Ein Jahr! . . . Und wieder ein langes Jahr . . .  
Viel endlose öde Tage —  
Ohne Licht — ohne Klage —  
Ohne Hoffnung! — Freudenleer.

Ein Jahr! . . . Und noch ein langes Jahr . . .  
Und endlich schließt sich die Wunde.  
Dann kommt eine Stunde,  
Nach welcher Alles nur — war . . .

Bin ich noch jung? Sind meine Flügel  
Gleich meinem Herzen starr und alt?  
Hat nicht die stete Friedenslüge  
Schon über meinen Leib Gewalt? —

## V.

Bin ich noch jung? Zuweilen sage  
Ich mir. Dein Auge und Dein Mund,  
Gibt stumme Antwort auf die Frage,  
Ach sinnbethörend süße Kund.

Wenn von verwehten Glückespfaden  
Zuweilen sacht herüberstreift,  
Ein schattengleicher Sommerfaden  
Der in den lauen Lüften schweift:

## VI.

Dann muß ich plötzlich bitter weinen,  
Weil Alles so erlosch im Sand  
Und weil ich keinen — keinen — keinen —  
Der heißersehtnen Pfade fand.

## Dramatische Wildlinge.

Skizze

von Dr. R. Tyrolt.

Es war zur Zeit meines ersten Engagements in der alten Festungsstadt Olmüh, an einem der letzten Tage des Monats Januar 1871, als unser gemüthlicher Director und trefflicher Komiker Eterniz in die Sauer'sche Restauration trat und mir und meinem Tischgenossen, Redacteur Wetbur den Vorschlag machte, mit ihm heute Nachmittag eine Schlittenpartie nach dem 2 Stunden entfernten Städtchen Sternberg zu unternehmen. Wir waren schnell bereite Theilnehmer, umso mehr als Eterniz uns mittheilte, daß sich eine herumziehende Schauspieltruppe seit kurzem in Sternberg aufhalte, und wir, heute als einem Sonntage, sicherlich Gelegenheit finden dürften, einer „höchst anzu-recommandirenden“ Vorstellung derselben beizuwohnen. Ich gehörte seit wenigen Monaten der Bühne an, hatte erst vor einigen Tagen Holtei's „letzten Comödianten“ aus der Hand gelegt — was Wunder, daß der Vorschlag meines Directors bei mir das größte Interesse erregte, das Leben und Treiben einer „Theaterkumiere“ durch eigene Anschauung kennen zu lernen.

Nachmittags 3 Uhr kutschten wir denn auch, in tüchtiges Pelzwerk gehüllt, beim Festungsthor hinaus, und bald hallte lustiges Schellengeläute zwischen den einsamen, schneebedeckten Wällen und Schanzgräben; nicht lange dauerte es, hatten wir das Festungsterrain hinter uns, und dahin flogen wir auf gerader, schneeiger Bahn dem kleinen Fabriksstädtchen zu. Mit dem Glockenschlage 5 hielten wir als lebendige Eiszapfen vor dem ersten Gasthause des Ortes und stürmten sofort in die behagliche Wirthsstube, um beim traulichen Papa Kachelofen aufzuthauen und unsere halberfrorenen Lebensgeister durch dampfenden Wokka wieder aufzufrischen.

Auf einem der Tisch' tag ein geschätztever Zyedrerzgetre, auf dem zu 'ehen war, daß „heute Sonntag den 22. Januar 1871 alhier unter löblicher Direction der Madame Thalbrük im großen Tanzsaale des Gasthauses aufgeführt wird: „Katharina Howard oder Krone, Schaffot und Gruft.“ „Großes, historisches Trauerspiel in 6 Akten nebst einem Vorspiele.“ Hierauf folgte der Personenausweis. Anfang um 1/2 7 Uhr.

Als ich so erfahren, daß wir uns hier im Comödienhause befanden, konnte ich meine Neugierde nicht länger bezähmen, sondern eilte über die Treppe hinaus in den noch in Dunkel gehüllten Tanzsaal. Am andern Ende des großen Raumes sah ich beim Lichte einer Talgkerze zwei Personen vor einem Vorhange beschäftigt, der große Neulichkeit

mit einem Bettuche hatte. Ich näherte mich, über einige „Sperrfuge“ stolpernd, dem Paare. Ein Mann und eine Frau befestigten an der Rampe der Bühne Decklampen. In der Frau, die zufällig eine große papierene Krone auf dem Haupte trug, lernte ich die Prinzipalin selbst, Madame Thalbrück kennen; ihr Gehilfe war das Factotum der Gesellschaft, Herr Christel, Rollen- und Zettelschreiber, Souffleur, Beleuchter und „zärtlicher Vater“.

Nachdem ich mich den Beiden vorgestellt und ihnen den Zweck unseres Besuches, der heutigen Aufführung beizuwohnen, mitgetheilt hatte, wurden Prinzipalin und Factotum unendlich liebenswürdig und fühlten sich „äußerst geschmeichelt“. Madame Thalbrück, die nebenbei gesagt das „schoenste“ Sächsisch parlirte, bedauerte nur, „daß de kleine Bühne keene Gelegenheit nich bietet, sich in die Tragedie auszubreiten,“ wogegen Herr Christel seinerseits wieder bedauerte, daß wir nicht an einem Wochentage gekommen sind, da hätten wir ein Lustspiel zu sehen bekommen, und das Lustspiel ist — wie er meinte — „unsere stärkste Seite“. Ich ersuchte, drei Sitze, wenn möglich in der ersten Reihe, für uns zurückzubehalten und empfahl mich, zu meinen Freunden zurückkehrend.

Ich war kaum einige Minuten im Gastzimmer, als das Factotum, Herr Christel erschien und sich in höchst devoter Weise erbot, uns Gesellschaft zu leisten, da er seinen Funktionen bereits nachgegeben und heute Abend leider in einer ganz unbedeutenden Rolle beschäftigt sei. Wir nahmen seine Selbsteinladung freundlichst an und nun begann der gute Herr Christel auf unsere Fragen ein Langes und Breites von den Verhältnissen seiner Gesellschaft, der er bereits, wie er sagte, seit 10 Jahren die „Ehre habe anzugehören“ — zu erzählen. Da wir ein Trodenwerden seiner Reden selbstverständlich nicht aufkommen ließen, plauderte uns der gemüthliche Kauz die Zeit bis zum Beginne der Vorstellung mit ganz interessanten und für das Getriebe einer herumziehenden Gesellschaft charakteristischen Mittheilungen weg. Ich bekam da zum ersten Male annähernd einen Einblick in all' das grenzenlose, bittere Elend, in alle die traurigen Verhältnisse einer armen Wandertruppe, die unser Erzähler mit einer gewissen leichtsinnigen, nicht humorlosen Weise behandelte.

Ich lasse Herrn Christel sprechen.

„Unsere Gesellschaft besteht aus sechzehn Personen, davon gehören fünf der Familie des Directors an. Die Frau ist eigentlich der Director; sie führt die Regie, wohl auch im Hause; der Herr Director ist der Mann seiner Frau; außerdem spielt er kleine Rollen, heute z. B. den Henser; er führt die Aufsicht über die Garderobe und die Möbel (!), er blüht und donnert auf der Bühne — zu Hause besorgt Letzteres die Frau Directorin. Er ist ein vorzüglicher Hornist und war früher längere Zeit bei einer Militär-Musik-Kapelle; ihm fallen daher alle hinter den Couliissen vorkommenden Signale und Trompetenstöße zu. Der Sohn dieses directorialen Paares spielt die Charakterrollen und Intriguants; die ältere Tochter singt sehr hübsch und spielt naive Mädchen und Soubretten; die jüngere nimmt gern erste jugendliche Liebhaber und Naturburschen! Außerdem besteht die Truppe noch aus einer ersten tragischen Liebhaberin, die auch schon beinahe 10 Jahre die Ehre hat, uns anzugehören, einem ersten Heldenspieler, zwei Komikern, von denen einer leider zu viel sich dem Trunke hingibt, und aus einer zärtlichen Mutter, deren beide Sprößlinge, zwei junge Dinger von 14 bis 16 Jahren, eben in die Kunst eingeführt werden; schließlich haben wir noch drei Herren für Nebenrollen, die aber sehr stark wechseln, — und meine geringe Wenigkeit.“ —

Auf unsere Frage bezüglich des Einkommens der Gesellschaft plauderte unser Herr Christel weiter:

„Wir spielen selbstverständlich auf Theilung. Die ganze Einnahme eines Abends wird in zwei gleiche Theile getheilt: die eine Hälfte bekommt die Familie des Directors — dafür hat dieselbe aber die Reisekosten zu bezahlen, die Garderobe und Bibliothek zu erhalten (!) die andere Hälfte gehört den übrigen Mitgliedern; jedoch theilen hier blos die Fach-Schauspieler; die drei Herren für Nebenrollen erhalten für ein jedesmaliges Auftreten 20 Kreuzer —

„Nun, und wenn dieselben nun zufällig selten beschäftigt werden? —“ warf ich ein —

„Na — dann verlassen sie halt unsere Gesellschaft“, war die schnelle Antwort.

Jetzt konnte ich mir das „starke Wechseln“ der drei Herren erklären. Herr Christel fuhr fort:

„Im heurigen Winter geht es uns ziemlich schlecht. Schau- und Lustspiele ziehen nicht — und zu den Operetten fehlt uns nur — das Orchester. So schleppen wir uns also mühselig durch die Saison. Wir hatten hier schon unter der Woche Abende mit einer Einnahme von 4 Gulden kam auf die Directorsfamilie 2 Gulden; auf jeden Schauspieler 25 Kreuzer und davon muß man oft 2 bis 3 Tage auskommen, da doch nicht immer täglich gespielt werden kann. Freilich kommen auch wieder Vorstellungen, die pro Mann 1 Gulden und darüber tragen — aber die sind rar, die sind rar! — Zum größten Glück ist keines von uns verheirathet; nur der Komiker hat ein Verhältniß mit der tragischen Liebhaberin — da verdienen aber auch beide — so gleicht sich die Geschichte wieder aus.“

Im selben Momente schlug die Uhr  $\frac{1}{2}7$ , und nun unterbrachen wir den Redestrom unsers Erzählers, der gewiß noch manche interessante Geschichte für uns im Vorrath hatte. Wir verabschiedeten uns vorläufig und machten Anstalt, in den der dramatischen Muse geweihten Saal einzutreten.

An der Thüre saß die Directorin, die also auch das Cassengeschäft leitete, sie bewillkommnete uns auf das Feierlichste und überreichte mir drei Papierschnitzel, darauf die Ziffern 1, 2, 3. Sie hatte uns die besten Plätze reservirt. Ich wollte eben eine Fünferbanknote als Tribut der Kunst auf ihren Altar legen, als sie, meine Absicht gewahrend, fast gekränkt, abwehrte:

„Bitte, bitte, stecken Sie nur wieder ein, von Kollegen wird Nichts genommen!“

Ob ich wollte oder nicht, ich mußte gehorchen.

Da saßen wir nun gleich drei Ausgefeyten auf unseren Stühlen in der ersten Reihe „einsam und alleine“. Nur rückwärts posterte und lärmt ein stattlicher Rudel: Fabrikarbeiter, Gesellen und Dienstleute. Sehr spärlich fanden sich Leute aus den besseren Ständen ein. Zehn Minuten waren bereits vergangen. Plötzlich ertönte der schrille Ton einer Klingel — und langsam, gegen verschiedene, für uns unsichtbare Hindernisse kämpfend, erhob sich der Vorhang. Wir sahen nun das Vorspiel, den ersten und zweiten Akt der schauerlichen Tragödie in einem Zeitraume von dreiviertel Stunden; die hiesigen Regiestriche gaben denen der strengsten Censur nichts nach.

Ich muß gestehen, daß sich meiner im ersten Augenblicke eine leichtverzeihliche Heiterkeit bemächtigte, als ich die grenzenlose Unbeholfenheit und wahnwitzigste Declamation der agirenden Darsteller zu Gesichte und zu Gehör bekam. Dabei vernahmen wir in der ersten Reihe Alles doppelt, einmal vom Souffleur, das andere Mal vom Schauspieler (soll auf größeren Bühnen auch vorkommen). Der Souffleur, der



hinter der ersten Couliſſe links ſtand, wirkte auf ſämmtliche Miſſpielenden mit der Kraft eines Magneteſ. Jedes trachtete dem betreffenden Couliſſenwinkel ſo nahe als möglich zu kommen, und ſo ſpielte die ganze Scene in einer Gruppierung, die den Zuſchauer recht lebhaft an eine ſich fürchtende und zuſammendrängende Schaſherde erinnerte. Dabei kannten die Weiſten ihre Rollen ſo ziemlich; doch kamen die wunderlichſten Berwechſelungen vor. Bald jedoch wich dieſe Heiterkeit einem ernſten, recht wehmüthigem Gefühle für die ärmſten, mühselig ſich plagenden und doch nichts als bitterſtes Elend einheimſenden, bejammernswerthen Paria's der dramatiſchen Kunſt!

Wie viel geht hier zu Grunde! wie viel könnte und mühte eben hier gethan werden! Fragen, deren Beantwortung mich weit über den Rahmen einer einfachen Erzählung hinausführen würde.

Nach dem zweiten Akte, der in einer Gruft ſpielte, allwo Katharina ſcheintodt in einem Sarge lag — benutzte ich die Zwiſchenpaufe zu einem Beſuche hinter den Couliſſen. Die Bühne betretend begrüßte ich die hier commandirende und jetzt erſt in ihrem eigentlichen Elemente befindliche Directorin, noch immer die papierene Krone auf ihrem Haupte, und ſah, wie ſich der eben vorgekommene Sarg als Waſchtrog der Frau Wirthin entpuppte. Im Hintergrunde probirte der Herr Director eine Trompete; ich grüßte ihn — doch er trompetete weiter. Der geſchäftige Chriſtel hatte ſich unterdeſſen meiner bemächtigt und führte mich in die Garderobe der Künſtlerſchaar, welche durch ihr Ausſehen den von Holſtei dafür gebrauchten Ausdruf beſtens rechtfertigte.

Ich trat in ein ziemlich geräumiges Gemach, welches Männern wie Frauen als gemeinſames Ankleidezimmer diente. Den Geſetzen der Sittlichkeit war durch eine, allerdings etwas ſchadhafte, ſpaniſche Wand, die in der Mitte aufgeſtellt den Raum in zwei Theile trennte, Rechnung getragen. Rings an den Wänden hingen männliche wie weibliche Coſtümte, Ritterwämmer, altmodiſche Fräcke, blecherne Helme und ſtark abgenutzte Cyſinderhüte in genialer Unordnung. Ein höchſt wankelmüthiger Tiſch präsentierte allerlei Schminkegegenſtände, Rollen, Requiſiten u. ſ. w. u. ſ. w. Ich hatte große Mühe, die Mitte des Lokales ungefährdet zu erreichen, da der Held, wahrſcheinlich eifrigſt mit ſeiner Rolle beſchäftigt, aus einer Ecke in die andere fuhr und dabei ingrimmig mit einem Dolche, der bezüglich ſeiner Größe jedem Fleiſchermesser Concurrenz gemacht hätte, herumſuchtelte. Während ſich Chriſtel bemühte, mich dem herumraſenden „Heinrich VIII.“ vorzuſtellen, erſchienen plötzlich über der ſpaniſchen Wand zwei niedliche Mädchenköpfe, die mich zuerſt mit großer Neugierde anſtarren und dann ganz collegial begrüßten, indem ſie mir ihre Arme über die Wand herüberſtreckten. Auf einer umgekehrten Liſte ſaßen drei „Edle aus Heinrich's Gefolge“ und ſpielten — Tarot. Eben wurde ein Solo angeſagt, der ihre Aufmerkſamkeit ſo in Anſpruch nahm, daß ſie keine für mich übrig hatten.

„Kommen erſt ganz zulezt“, erklärte mir Chriſtel.

In einer Ecke beim Ofen kauerte auf einem Stuhle die „zärtliche Mutter“ und ſtopfte Strümpfe. Ich begrüßte ſie, und auf meine Frage, ob ſie heute auch beſchäftigt, antwortete ſie, mir freundlich zunickend:

„O na, heut wohl nit! aber meine Nadeln machen Hofdamen, na und da geh' ich halt a mit herein, a bißl aufzupaffen!“ — (Leibes Geſicht hinter der ſpaniſchen Wand!) —

Wieder ertönte das ſchrilke Geſäute und ich empfahl mich eiligſt, um den weiteren

Verlauf der Darstellung kennen zu lernen. Im Zuschauerraum war es unterdeß recht lebhaft geworden. Ein feister Ganymed kredenzte in großen Krügen braunen Nectar und verkündete mit durchdringender Stimme die zahlreiche Anwesenheit „brennheißer“.

Ein zweites Mal mußte die Glocke hinter dem Vorhang ertönen, um halbwegs Ruhe herzustellen und in einer sich immer mehr mit Tabakqualm füllenden Atmosphäre säufelte die stark in den Jahren befindliche Liebhaberin mit einer stötenden Stimme, wie Thïsbe dem edlen Priamus, nun ihren Part vor. Nach dem vierten Akt verließen wir den „Ort der Musen“, an dem es bereits, wahrscheinlich in Folge der im Zwischenakt verabreichten Stärkungen, anfang, etwas geräuschvoll zuzugehen. Herr Christel, der unsern Ausbruch wohl bemerkt hatte, kam uns, da seine Rolle bereits ausgespielt war, sofort nach, beim Abendessen, zu dem wir ihn luden, tüchtig seinen Mann stellend, und gab uns zum Abschied noch Einiges von den Erlebnissen seiner Gesellschaft zum Besten. So theilte er uns unter Anderm auch mit, daß vor zwei Jahren der Heldenspieler, des nicht mehr ungewöhnlichen Namens Müller, vom Director des Prager Theaters mit einem monatlichen Gehalt von 60 Gulden engagirt worden war. Nach Verlauf von einigen Wochen fand eines Morgens der Prager Director auf seinem Schreibtische einen Brief, worin Müller für alle ihm erwiesenen Wohlthaten herzlichst dankte, aber zugleich erklärte, er fühle sich so unglücklich, daß er Prag verlassen müsse; — er war durchgegangen und kehrte wieder zurück zur Truppe der Madame Thalbrük.

Ueber die heutige Einnahme befragt, theilte uns Christel mit schmunzelndem Gesichte mit, daß selbe den „sehr anständigen Betrag“ von 16 Gulden erreicht habe, einschließlich unserer Künsternote, die ich der so collegial gesinnten Frau Directorin schließlich doch aufgezwungen.

Es war 10 Uhr vorbei, die Comödie schon lange zu Ende, als wir an unsere Heimfahrt dachten. Als wir durch die Schwemme dem Ausgange zuschritten, fanden wir die gesammte Künstlerschaar, Heinrich VIII. wieder im besten Einvernehmen mit Katharina, ihr frugales Abendbrod verzehrend. Als sie unser ansichtig wurden, begrüßten sie uns sehr respectvoll, und Frau Thalbrük — diesmal ohne Krone — drückte uns im Namen der Gesellschaft ihren „süßesten“ Dank für unsern Besuch aus. Freund Christel ließ es sich nicht nehmen, uns bis vors Thor zu begleiten, und unter herzlichem Abschiedsworten und mit Christel's heiliger Versicherung, uns demnächst vielleicht in Olmütz aufzujuchen, flog unser Schlitten in die Nacht hinaus. Noch vor Mitternacht erreichten wir das Festungsthor.

## Ein Standbild für J. K. Klein.

Von Eduard Engel.

„Nicht nicht ungerührt mich zu den Toten hinabgehn.“

Noch sehe ich sein großes Auge wie durch Thränen glänzend auf mir ruhen, noch höre ich den greisen Mann bei unserem letzten Beisammensein vor einer längeren Reise zu mir sprechen:

„Wäre es nicht ein tragisches Geschick, wenn ich stürbe, bevor ich zum Shakespeare gelangte?“ —

Das wahrhaft tragische Geschick, von welchem der damals, im Juni dieses Jahres, noch ziemlich rüstige große Schriftsteller zu dem jungen Besucher in banger Vorahnung gesprochen, hat ihn früher ereilt, als er, als wir Alle gefürchtet hatten.

Nie ist wohl ein so hochbetagter Greis nach so rüstigem Schaffen mit heftigerem Widerstreben, mit schmerzlicherer Unbefriedigung von dieser Erde geschieden, als Julius Klein. Er blickte nicht zurück auf die 71 Jahre seines Lebens, die ihm nur „Mühe und Arbeit“ gebracht; er fühlte sich jung im Geist und Herzen, und aufrecht gehalten von der Hoffnung, den Schleier von dem Götterbilde Shakespeare ziehen zu dürfen, das sich ihm in seiner ganzen unvergleichlichen Majestät offenbart hatte, wie nie einem Sterblichen zuvor. Die letzten 10 Jahre seines Lebens hatte er unaufhörlich, mit sorgenbesügelter Hast bis in die sinkende Nacht hinein geschafft, in alten Büchereien, in vergrabenen Schränken, zwischen den Schädelhügeln und in den Todtenkammern verschollener Literaturen. Und als er endlich hindurchgedrungen zu seines Lebens Ziel, als aus dem Gerölle der Jahrhunderte, das seine nimmermüde Hand bei Seite getragen, die „Augen aufsuchteten, die ihm die ganze Dramenwelt erhellten“, als er im Begriff stand, einen Freudenschrei auf den Lippen und im Busen, mit helltönendem io triumphhe! sich an die Erklärung Shakespeare's zu wagen, — da entfiel ihm die Feder, die Augen sanken ihm und man trug ihn hinaus, einen stillen Mann.

Um die ganze Schwere des allgemeinen Verlustes, die Tragik dieses immer zu frühen Todes zu begreifen, braucht man nur in den vierzehn bisher erschienenen Bänden von Klein's „Geschichte des Dramas“ gelegentlich gelesen zu haben, braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, daß dieses große erstaunliche Literaturwerk eigentlich bloß die Vorbereitung zu den entscheidendsten Arbeiten auf dem Gebiet des Shakespeare-Dramas, des französischen und des deutschen Dramas bildet, — daß „the greatest was behind.“

Klein ist der Humboldt der Litterarhistorie. In allen Höhen und Tiefen derselben bewandert wie nie einer vor ihm, schwerlich einer nach ihm, bei allen Wölfen der gefitteten Welt zu Hause, mit einem Flegelchen seine Sprache sprechend, mit den Ernstern unter ihnen ernst, mit den Fröhlichen scherzhaft — war Klein der beste Interpreter fremder Dichtkunst, der liebevollste Herold ihrer Ruhmesthaten, aber auch der unerbittliche Richter ihrer Sünden und Laster.

„Die Geschichte des Dramas“\*) ist ohne allen Vergleich das großartigste Werk der Literaturwissenschaft und wird den Namen seines Verfassers zu einem der nie erlöschenden Sterne am Himmel deutschen Ruhmes machen. Die Franzosen besitzen ein quantitativ noch umfangreicheres literarhistorisches Werk, die „Histoire littéraire de la France“, welche bis jetzt über 30 Bände zählt und erst bis zum 15. Jahrhundert vorgebrungen ist. Aber wie kann sich dieses Produkt von mehr als einem Jahrhundert und mehr als hundert Autoren messen mit der Riesenarbeit dieses einzigen deutschen Gelehrten und Kunsttrichters, der im Zeitraum von 10 Jahren das Facit seiner mehr als vierzigjährigen literarischen Untersuchungen, seiner unermessenen Literatur- und Sprachkenntnisse in fünfzehn gewaltigen Bänden niederlegte zu einem wahrhaften monumentum aere perennius. Ein jeder dieser Bände reicht aus, um den dauernden Ruhm eines Schriftstellers zu begründen, mit einem Bande kann man die unabsehbare Reihe der Literaturgeschichten fast zunichte machen. Daß diese Büchlein sich an ihrem größten Feinde gerächt mit den ihnen eigenen Waffen, nämlich der böswilligen Verschweigung und Vergeßlichkeit, nimmt Keinen, der Klein's Größe zu würdigen weiß und wagt, mehr Wunder.

Ein Triumph besten deutschen Fleißes und deutscher Wissenschaft ist diese „Geschichte des Dramas.“ Solch ein Buch allein wäre im Stande, die schmerzende Niederlage rühmlichst wieder gut zu machen, welche Deutschland jüngst im friedlichen Wettkampf der Nationen in Philadelphia erlitten. Wenn die Zeit gekommen sein wird, wo das Ausland der deutschen Sprache seine Thore weiter als jetzt öffnet, wird es dieses Werk anstaunen wie ein Wunder der Welt; und wer mag sagen, ob sich nicht um den Mann, der jenes Buch in zehn kurzen Jahren geschrieben, eine Sage weben wird von dem nur scheinbar als Riesenrasso hinterlassenen, in Wahrheit aber durch irgend eine Ungunst des Schicksals verkürzten Werke.

Und wie viel bitteres Herzeleid hat dem großen Manne die „Geschichte des Dramas“ bereitet! Wie viele vergebliche Kämpfe gegen die Dummheit hat er ausfechten müssen, — diesen gehirnlosen Hydratopf, der nach den wichtigsten Sieben der Repsit, nach den Leßingähnlichsten Episteln stets aufs Neue verdoppelt emporwuchs. Daß die „Geschichte des Dramas“ ihren Verfasser nicht zum reichen Manne gemacht, dürfte in Deutschland sich von selbst verstehen. Ein Volk von Denkern, welches außer mit einer Thaler Ausgabe des Schiller seine anderweitigen literarischen Bedürfnisse mit dem „Jeuillon unter dem Strich“ oder mit den Hökerwaaren der Leihbibliotheken befriedigt, kauft natürlich kein Werk von vierzehn Bänden, mögen diese auch enthalten „was reizt und entzückt, was sättigt und nährt“. In England wäre Klein in fürstlichem Reichthum gestorben und sein Irdisches hätte einen Ehrenplatz in dem Pantheon der Nation neben der Grabstätte von Königen gefunden — wie solches dem Historiker Macaulay verdienstmäßen geschah; — in Berlin starb Klein im Krankenhause und wurde mit dem stattlichen und die Literatur „ehrenden“ Leihengefolge von zehn Personen hinausgetragen, „wo die letzten Häuser stehn.“ Wenn es je eine Literaturepoche in Deutschland gab, wo es gleichermaßen wie jetzt difficile satiram non scribere war, so wäre es gewißlich keine Lust gewesen, in ihr leben zu dürfen!

Nicht einen Nekrolog Klein's will ich schreiben, dazu fehlt es mir auch an den einfachsten äußerlichen Daten. Erst in den letzten Monaten seines Lebens war ich zu ihm in nähere Beziehung getreten; er ehrte mich mit seiner herablassenden Freundschaft, seine letzten Worte sind ein Brief an mich und Notizen in ein ihm von mir gegebenes neues Werk über Shakspeare aus Amerika; und doch weiß ich von seinem äußeren Leben nicht mehr zu berichten, als was jedem Leser schon aus den Tagesblättern bekannt geworden.

Aber kann ich auch keinen formellen Nekrolog mit korrekt-dürer Angabe von Jahreszahlen und Namen schreiben, so will ich doch etwas Besseres versuchen: ihm nach seinem Tode zu der ehrenhaften Anerkennung zu verhelfen, die ihm bei Lebzeiten seine ihn fürchtenden Feinde vorzuenthalten sich christlichst bemühten. Ja, „ich kam zu preisen ihn, nicht zu begraben!“ Ohne Rückhalt zu preisen, einmal wenigstens ohne „aber“ und

\*) Im Verlage von L. D. Weigel und auf dessen Anregung in Leipzig erschienen. Beim Tode Klein's war der 15. starke Band unter der Presse, der bis an Shakspeare's Zeit reicht.

„wenn“ zu loben, wie das in unseren Zeiten immer mehr in Vergessenheit geräth, weil man es für zu wenig geistreich, zu wenig blasirt hält.

Klein hat die beste, auch von den Meistern des philologischen Handwerks als beste anerkannte Geschichte der griechischen Komödie geschrieben. Wer seine *Anatomic der Dramen* des Aeschylus, Sophokles und Euripides nicht gelesen, der — lese sie eiligst oder verzweifle daran, die griechischen Tragiker je zu verstehen. Derselbe Mann hat die mustergültigste Arbeit über die griechische Komödie und damit über die Komik überhaupt geliefert, hat auch wie Keiner vor ihm Bericht gehalten über die Epigonen Dramatik der Römer. „Ein Daniel kam“ für alle die *lumina mundi*, denen er ihr erborgtes Strahlenkleid von dem profaischen Leibe riß. Ueber das Drama der Hindus, der Chinesen schrieb er mit einem divinatorischen Verständniß, wie es selbst Fachgelehrten abgeht. Die beste Geschichte des Spanischen Dramas — trotz Amador de los Rios —, die beste Geschichte des Dramas der Italiener, trotz Sismondi —, das beste Werk über das christliche griechische und lateinische Drama, über die Vorläufer Shakespeares — das Alles trägt den einen Namen des vor Kurzem zu Grabe getragenen Dichters und Historikers J. L. Klein. Wie gewaltig aber auch das von ihm hinterlassene Fragment seiner Geschichte des Dramas ist, so enthält es doch nur einen Theil, etwa die Hälfte dessen, was er zu vollenden sich vorgesetzt hatte. Mit ihm ward begraben der beste Shakespeare-Kenner, der je gelebt, der die Shakespeare-Erklärungsversuche von Gerwinus und Utrici, von Haglitt und Collier als unnütze Makulatur in den Winkel geschoben haben würde; der liebevollste Würdiger des deutschen Dramas, der Schiller gegen Freunde wie Feinde vertheidigt hätte; der Fortsetzer und Veenziger des Säuberungswerkes von Herakles-Lessing für das französische „klassische“ Drama. In den hohen Genuß, den die Lektüre der vorhandenen Bände der „Geschichte des Dramas“ gewährt, mischt sich ein Tropfen bitterster Wehmuth über das, was die Welt an den nimmer erscheinenden Abschlussbänden zu vermiffen hat. So wird diese leider unvollendete Schöpfung der Nachwelt einen ähnlichen Anblick gewähren, wie die Niesenruine des Coliseums.

An jeder Stelle des Buches bricht Klein's schwer verhaltene Freude darüber hervor, neue Quellen der Vergleichung, neue Belege zu seiner künftigen Arbeit über Shakespeare gefunden zu haben. Eine Fülle der unschätzbarsten Andeutungen über das Shakespeare-Drama liegt in allen Bänden zerstreut; die betreffenden Stellen sind die Glanzpunkte der künstlerischen Vergleichskritik. So sieht man überall die gigantischen Contouren zu dem krönenden Gemälde hinburchschimmern, — aber, ach! — die Hände, von denen jene Contouren Farbenfülle und Leben erwarteten, liegen weß und schon modernd über der Brust des Meisters gefaltet und das Gemälde bleibt ewig unvollendet, das trübste Nevermore!

Klein war eine „Natur“ im Göthe'schen Sinne, eine markig ausgeprägte Individualität, die ihrer Größe etwas zu vergeben fürchtete, wenn sie auch nur schrittweise den Wegen der Menge folgte. Er war ein erbitterter Feind der Unwissenheit, welche sich die dem Wissen gebührenden Ehren anmaßen möchte, ein „guter Hasser“ jeder Bosheit und Tüde, wie er sie bei seiner literarhistorischen Polemik nur zu oft von privilegierten Wortführern fühlen mußte. Dagegen das unübersehbare Heer seiner Widersacher, die ihn das Leben und die Arbeit sauer machten mit ihren Unberstand oder ihn kränkten mit ihrer beleidigenden Herabsetzung. Am zornigsten konnte er aufbrausen, wenn, wie das gar häufig geschah, ein Stribent es wagte, über nachweislich nicht gelesene Schriften, über nie verhandene Autoren zu urtheilen. Man lese die herbe aber wohlverdiente Abfertigung, die er im V. Bande der „Geschichte des Italienischen Dramas“ dem Literaturhistoriker Ruth zu theil werden läßt wegen der beweissbar auf gänzlicher Unkenntniß beruhenden Beurtheilung Silvio Pellico's. Unbarmherzig weist Klein dem anmaßenden Ignoranten nach, daß er diesen größten Dramatiker der Italiener\*) gar nicht gelesen habe, fährt ihn mitleidslos ad absurdum und macht ihn fürder unmöglich.

\*) Eine der vielen überraschenden Entdeckungen Klein's, der Alfieri ungefähr so behandelt, wie einst Lessing den „großen Corneille“.

Zu dem Glänzendsten, was auf dem Gebiet der literarhistorischen Fehde seit Lessing geschrieben wurde, zählt die Züchtigung des Leipziger Professors Ritschl, der großen Plautus-Autorität. Dieser hatte in der hämischsten und eines deutschen Gelehrten unwürdigsten Weise den armen Klein angegriffen wegen eines vielbändigen Buches, von dem er, Ritschl, nur eine einzige Seite, und noch dazu eine der besten, gelesen hatte. Durch eine etwas achselzuckende Bemerkung Klein's in seinem Professorendünkel verletzt, hatte Ritschl ihm ohne weiteres den Vorwurf des Dilettantismus entgegengeschleudert, — weil? weil Klein die schreckliche Sünde begangen hatte, zu sagen: „Die von Gelehrsamkeit strebenden, das ganze Plautus-Material beherrschenden und erschöpfenden Untersuchungen Ritschl's haben sie, hundert Jahre nach Lessing's Abhandlung, eine einzige Nachricht mehr über Plautus' Lebensverhältnisse ans Licht fördern können?“ Namentlich aber entbrannte der Born des Herrn Professors, weil Klein halbstarrig genug war, Plautus denselben Vornamen zu lassen, den Lessing sowohl wie auch die neuesten Forschungen italienischer Philologen dem römischen Dichter gegeben, Marcus Accius Plautus, — statt der von Ritschl herauskonjekturirten Form Titus Maccius! Und darum Dilettantismus! Klein rächte sich und die Würde der Wissenschaft durch eine 16 Seiten lange geharnischte Epistel an Ritschl, als Vorwort zu dem III. Bande seiner „Geschichte des italienischen Dramas“, — die so mächtig von juvenalischem Born schwillt, so voll des feinsten attischen Salzes ist, daß die Schlussrufe Ritschl's, die ihm Klein in den Mund legt, uns nicht wundern: Oi, oi — — sum satis verberatus, obsecro!“ Wer sich einmal recht herzlich ergöhen will an dem berechtigten Grimm eines Olympiers über Pygmäen, der lese jene Vorrede. Die aristophanische Grazie, die Klein mit der Züchtigung des böswilligen Unverstandes verbindet, erinnert mehr als einmal an die elegantesten Schwertstreiche Lessing's. Freilich sage ich mit Körnerberger: „Welche prächtigen Donnerwetter um solche Omelette!“

Es kann leicht kommen, daß Ritschl's Name, dessen Plautusstudien sicher nach wenigen Jahren zum alten Eisen geworfen werden, nur durch jene klassische Züchtigung in Klein's Werk auf die spottende Nachwelt gelangen wird. — Nicht glimpflicher ging Klein in allerneuester Zeit mit einem Professor desselben Schlages der *minimarum gentium* ins Gericht; wer diese Marjasthat schauen will, suche sie in dem vorliegenden Jahrgang der „Gegenwart“ (26. Mai.)

Klein's „Geschichte des Dramas“ gehört zu den Werken, an denen jeder unreife, halbflüchtige Handhaber der Feder sein Nützlichchen nach Herzenslust zu kühlen pflegte. Die Einen schalten es wegen ihres ungeheuern Umfangs, forderten den Autor auf, sich „zusammenzuraffen“, sich zu „beschränken“. Die Andern wüßten nicht Worte genug des Tadel's zu finden über die eigenartige, aller Regeln der herkömmlichen Stilistik spottenden Diktion, über die so gänzlich von dem langweiligen Hundetrab oder Gänsemarsch der gefeierten Literarhistoriker abweichende Periodenfügung. — Jene Ersteren hat Klein selbst einmal einer brillanten Erwiderung gewürdigt in einer seiner häufigen aber doch nicht zu missenden Digressionen, die wie Ausruhbänke an dem staubigen Wege der wissenschaftlichen Untersuchung den Wanderer einladen. Der abspredhenden Kritik, die gern alles feinsäuberlich kondensirt haben möchte zum bequemen Hausgebrauch, etwa wie ein gefälliges Conversationslexikon, und die ihm das nicht allemal passende „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“ als Hemmschuh an den Feuerwagen seiner Darstellung hängen möchte, ruft Klein im XIV. Bande des Werkes, dem letzten vor seinem Tode erschienenen, mit vollberechtigtem Selbstgefühl entgegen:

„Den Wahlspruch — „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“ — hat übrigens schon Seneca in einem seiner Briefe Parade geritten: „*Mehercule, magni artificis est clausisse totum in exiguo.*“ Der Deut'spruch läuft, mehercule! auf einen Herkules in der Kuhschale hinaus; einen Dhawalagiri auf dem Präsentirteller; eine Krupp'sche Kanone in der Westentasche. Ein Kerl wie Gargantua oder Pantagruel ist vollkommen berechtigt, seinem Keitthier die großen Kloden von Notre-Dame als Klingel um die Ohren zu hängen. All Ding hat sein Maß in sich, in seiner Idee. Wer nach dieser formt und gestaltet, bedarf des Fingerzeiges der Selbstbeschränkung nicht:

er trägt sie in der Fingerspitze. Der Meister macht die Beschränkung, nicht diese ihn. Seine Selbstbeschränkung ist: Genugthun der Idee seiner Aufgabe, unbeschränktes Genugthun. Das Maßlose, Ungeheuerliche, liegt nicht im Koloß, sondern im Mißverhältniß des dürrigen inneren Gehaltes zur angemachten überschwenglichen Form. Was ein Wald sein will und sein soll, darf sich niemals und unter keiner Bedingung zum Unterholz „zusammenraffen“; daß aber auch die Bäume des Waldes nicht in den Himmel wachsen, dafür sorgt der Wald selbst. So wenig Deiotrates seinen Plan, den Berg Athos zu einer Menschenfigur zu hauen, auf einer zum Siegelring bestimmten Kanne ausgeführt hätte: so wenig läßt sich eine Geschichte des Dramas in das Maß von Schlegel'schen „Vorlesungen“ zusammenraffen. Es kommt wesentlich auf den Meister an, der sich zusammenrafft. . . Phidias, Michelangelo, — sie könnten sich beim besten Willen nur in der Weise zusammenraffen, wie sich der Riese Atlas, wenn er die Himmelstugel auf die mächtigen Schultern nimmt, zusammenrafft. Ist dein Autor auch kein Atlas, so bläst er doch auch keine Seifenkugel als Himmelstugel aus der Rußschale; so trägt doch seine Geschichte die Welt, welche das Drama bedeutet, als ehrliche Karvattide auf den Schultern!“

Was aber Klein's Schreibweise anlangt, von dem im Obigen ein prächtiges Proöchen geliefert ist, so möchte ich seinen Tadlern einmal Folgendes zur Erwägung anheimgeben. Ist es denn ein so untergeheiltes Verbrechen in dieser alten, ausgetretenen Welt, wo alle Wege nach kurzem Hin- und Herirren meist zu demselben schrecklichen Ziele der Langeweile führen, — ist es denn eine so große Sünde für einen Schriftsteller, wenn er sich auch einmal seinen eigenen Weg mit der Art in der Hand durch das dornige Gestrüpp des Unterholzes bahnt? Wenn er die breite Heresestraße des ewigen Einerleiftils, der uns freilich durch die heruntergekommene Tagespresse nachgerade als nationaler Stil aufgezwungen wird, — wenn er sie verläßt und auf den wohlfeilen Ruhm eines tadellosen Literaten verzichtet, dafür aber den größeren eines originellen Autors eintauscht? Nicht an der bequemen oder staubigen Chaussee wachsen die würzigen Erdbeeren, sondern im heimlichen Schatten breitäufiger Waldesriesen, umflattert von Schmetterlingen und umfungen von bunten Vögeln.

Und zu welcher beschämenden Winzigkeit schrumpft einem so gigantischen Werke wie dem von Klein gegenüber der leichtfertige Tadel des Tages und der Mode zusammen! Eine wahrhaft aufs Gute gerichtete Kritik sollte sich jeglichen Tadel der „Geschichte des Dramas“ enthalten. Kein Einsichtiger leugnet, daß es zu den menschlichen Unmöglichkeiten gehört, fünfzehn starke Bände in einem Zeitraum von zehn Jahren zu schreiben, ohne darin gegen manche Regeln der Uebersicht, der stilistischen Oekonomie zu verstoßen. Wenn aber der ganze Inhalt dieses glorreichen Werkes eine unaussprechliche Folge der erhabensten Wissensoffenbarungen ist, wenn sich in jedem Bande das feinste Verständnis für die Dichterschöpfungen der verschiedensten Völker bekundet, wenn jede Seite ein wahres Raketenfeuer bietet des sprühenden Witzes und der intuitiven Vergleichskritik, — dann sollte billig der Tadel verstummen, der sich die lediglich aus der beflügelten Eile entsprungene Wöthen aufsucht und sich überaus weise dünkt, wenn er orakelt, daß diese oder jene Periode schlecht gebaut, dieser oder jener Witz zu forcirt sei.

Daß manche Ausstellungen an der Schreibweise Klein's begründet seien, gebe ich zu, — amicus Plato, magis amica veritas; aber fallen denn dergleichen reine Keuferlichkeiten, die von der seitenden Hand eines besonnenen Korrektors mit Leichtigkeit auszumergen sind, irgendwie entscheidend in die Wagschale bei der Beurtheilung eines so unvergleichlichen Werkes? Zugegeben, Klein schweift gar oft ab von dem eigentlichen Gegenstande; aber wer möchte diese Abschweifungen gern missen, welche die Quintessenz einer lebenslangen Erfahrung und die beherzigenswerthesten Lehren seines ästhetischen Systems enthalten? Solchen Abschweifungen verdanken wir z. B. die jetzt erst doppelt werthvollen Streifzüge auf das Gebiet des Dramas Shakespeare's und Schiller's. Wie weiß der Verfasser durch solche Abschweifungen auch den trockensten Gegenstand zu beleben, ihn in lichtvolle Beziehung zu interessanteren Kapiteln der Literatur, der Culturgeschichte, der Politik zu setzen!

Und er kann maßvoll sein, maßvoll und doch zugleich grazios bewegt, — Klein richtet seine Darstellungsweise ganz nach dem Gegenstande. Bei der Erklärung der Aeschyleischen Dramatik wie schreitet sein Stil auf hohem Rothurn einher, gewissermaßen eine rhythmische Begleitung zu den gewaltigen Dramen, die er zuerst von allen Kritikern in ihrer ganzen Erhabenheit und namentlich in ihrer dramatischen Vollendung erkannt hat. Nur zuweilen fährt ein Bornesblitz aus diesem blauen griechischen Himmel hernieder auf das unbewehrte Haupt irgend eines gar zu stupiden Erkläres des Aeschylus, der sich an dem schummernden Löwen des griechischen Dramas zu vergreifen gemagt. Gelangt er dann zu Aristophanes, seinem und der Grazien ungezogenen Lieblinge, wie könnte er da wohl ernst und gemessen bleiben wie ein ehrbarer deutscher Professor, gegenüber diesem gottbegnadeten Humor. Ein Schriftsteller wie Klein, der in so vielem dem großen griechischen Komiker gleicht, konnte diesen nicht anders schildern als unter einem „unaussprechlichen Gelächter“. Mehr als einmal hat Klein es für seine schriftstellerische Pflicht erklärt, bei einer Arbeit über das Drama selber mehr oder weniger dramatisch belebt zu schreiben, nicht aber sich jenes trockenen Kathedertonos zu befleißigen, durch den unsere meisten gelehrten Werke einen jeden frohemuthen Leser abschreden. Klein's Werk ist gelehrt wie nur eines, aber unterhaltend, ergötzlich in der besten Bedeutung wie sehr sehr wenige deutsche wissenschaftliche Werke. Derbischerhaft, tiefernt, ganz wie die besten Komödiendichter und Satiriker, schmiegte sich Klein's Darstellung seinem jedesmaligen Stoffe an. Aristophanes, Rabelais, Swift waren seine großen Vorbilder; Goethe variierend sagte er mir einst: „Also das wäre Verbrechen, daß Rabelais oft mich begeistert?“

Uebrigens würden selbst Klein's Gegner bei einigem gutem Willen sich nach der Lektüre weniger Blätter an seinen eigengearteten Stil gewöhnen und sich von ihm ohne besondere Anstrengung leiten lassen. Man wird ihn vielleicht nicht lieb gewinnen, man wird sich stets zu hüten haben, ihn nachzuahmen, so groß auch bald die Verführung werden mag, — aber man wird ihn nicht schmähen, weil man ihn begreift und sich an ihm ergötzt wie an jeder originellen, großgearteten Erscheinung.

Klein besaß in allen Fächern der europäischen Litteratur mindestens so viel materielles Wissen wie die eingeleistetesten Spezialgelehrten; er hatte nach und nach jedes Volkes geistige Schätze zu seinem jahrelangen Spezialstudium gemacht. Daher übertraf er aber auch alle die einseitigen Weisen auf den Kathedern an komparativem Wissen, an Universalität der Hilfsquellen seiner Kritik. Wie er das Höhenbild Alfieri's von dem Altar des italienischen Dramas gestützt, so führte er auch seine unerbittlich vernichtenden Schläge gegen die sanatischen Auto-Dramen der Spanier, welche nur in den Zeiten der gefährlichsten Romantik in Deutschland zu Ehren gelangt waren. Und diesem Manne war es nicht vergönnt, der Erklärer des Shakespeare-Dramas zu werden! Ewig zu beklagendes „*Μεγαλον*“ seiner Götter!

Bin ich nun auch gleich der Ansicht, daß Klein vornehmlich durch seine „Geschichte des Dramas“ sich den Besten unseres Landes zugesellt hat, so darf ich doch nicht übergehen, welche große Thätigkeit er im eigenen Schaffen auf dem dramatischen Felde entfaltete. In den Jahren 1871 und 1872 veranstaltete der opferfreudige Verleger T. D. Weigel eine Gesamtausgabe von Klein's Dramen, die in sieben handlichen Bänden die vierzehn Bühnenstücke enthält, die der Dichter der Erhaltung werth erachtete. Noch immer zählen diese Dramen zu den zu hebenden Schätzen, welche von den lieber nach fremdem Land spähenden Schatzgräbern hartnäckig übersehen werden. Die Titel jener vierzehn Dramen sind: Maria von Medici, — Luines, — Zenobia, — Die Herzogin (Luftspiel), — Strafford, — Cavalier und Arbeiter, — Maria, — Alceste (Luftspiel), — König Albrecht, — Ein Schüßling (Luftspiel), — Moreto, — Heliodora, — Voltaire (Luftspiel), — Richelieu.

Unter Klein's Tragödien, meist historischen Inhalts, stelle ich Heliodora, Moreto und Strafford obenan. Es weht darin ein so edeltragischer Geist, ein so starker Hauch des griechischen Pathos und der Shakespeare'schen Charakterisirung, daß es mit Recht schmerzlich zu beklagen ist, wenn solche Edelsteine im Dunkel liegen bleiben. „Wenn ihr wollt, so habt ihr eine neue deutsche Kunst!“ — wo findet sich der Kühne, der vom turulischen



Stühle herunter solches über Klein's Dramen dem über den Verfall der deutschen Bühne klagenden Publikum zuruft? Einzelne wackere Stimmen haben mitunter dem großen Dichter seinen Platz anzuweisen versucht. Frenzel hat sich selbst geehrt, als er beim Erscheinen jener Dramensammlung darüber schrieb: „— In den Klein'schen Gestalten ist etwas von dem Schwung, der Mächtigkeit und Uebertreibung Michel Angelo's . . . Ein Glorienschein der Entfugung verkärt die Häupter Maria's und Lucia's. Diese beiden Gestalten lassen sich an Süßigkeit, keuschem Reiz und einer eigenthümlich mythischen Schwärmerci nur mit den schönsten, in Verzückung himmelan getragenen Madonnen Murillo's vergleichen . . . Die Mängel der Klein'schen Dramen drängen sich leicht jedem Leser auf . . . aber darum weil ihnen eine Lichtschuppe anhaftet, sollte doch diese Leuchte nicht unter den Scheffel gestellt werden. Ein Dichter redet zu uns, einer, der die großen Ereignisse der Geschichte in Fresko-Bildern uns erschütternd vorführt; der, ein wunderbarer Kündiger der Dergen, in ihre Tiefen niedersteigt, der mit Shakespeare'scher Phantastie Gestalten schafft und im Reich des Tragischen wie des Grotesken herrscht . . . Es ist etwas wie ein Nibelungenschatz darin.“ — Ein großer Kulturhistoriker, Honegger, sagte von Klein nach der Lektüre seiner Dramen kurzweg, aber energisch und richtig charakterisirend: „J. L. Klein ist der einzige wahrhaft bedeutende Dramatiker der neuesten Zeit.“

Für mich und wohl für die Mehrzahl seiner Leser liegt Klein's Hauptstärke nicht in der Tragödie, sondern in der Komödie, deren er wahre Perlen zu Tage gefördert hat. Die tragische Trilogie der „Maria von Medici“, bestehend aus den Tragödien „Maria von Medici“, „Ruines“ und dem auf Wunsch Königs Ludwig II. von Bayern gedichteten „Richelieu“, ist wohl eine grandiose Schöpfung, aber die Ausführung ist stellenweise so knapp und lediglich andeutend, daß dem Leser vieles unverständlich bleibt, — eine Darstellung auf der Bühne würde allerdings manches in hellerem Lichte erscheinen lassen. Auch „Moreto“ ist ein geniales, der größten Einzelschönheiten übervolles Werk, nur daß nicht Jedem die Feinheiten der Sprache, die zahlreichen literarischen Auspielungen, die den besten Kenner des spanischen Dramas offenbaren, ohne Weiteres zugänglich sind. „Moreto“ erinnert oft an Goethe's „Tasso“. Ein endgültiges Urtheil über diese und andre seiner Tragödien zu fällen, ist mißlich, da nur wenige die Feuerprobe einer Aufführung an großen Bühnen bestanden haben. So viel steht aber jetzt schon fest, daß Klein einer der bühnengerechtesten Dramatiker ist. Und wie könnte das wohl anders sein bei einem Dichter, der die gesammte Dramenliteratur des Alterthums und der Renaissance mit kritischem Auge durchmustert und gerade auf ihre dramatische Lebensfähigkeit geprüft hatte. Die Motivirung der Handlung mag zuweilen etwas dunkel, weil zu lakonisch, sein, — das hätte der Dichter sicher nach einer ersten Aufführung geändert; aber die Sprache seiner Dramen ist durchweg, sehr im Gegensatz zu der Prosa seiner „Geschichte des Dramas“, geradezu tabellos, der Ausfluß des uner künstelsten Pathos. Dabei sind die Verse von einer Glätte und Korrektheit, wie man sie bei Andern oft schmerzlich vermißt. In Klein's Dramen ist nichts von dem sich überstürzenden, kraftgenialischen, aber doch innerlich kalten und erkünstelsten Ungestüm, hinter dem sich nur zu häufig die klägliche geistige Impotenz verbirgt; nichts von dem Branntweinthufismus und dem krankhaften Nervenzucken eines Grabbe oder Hebbel.

Seine größten Triumphe als Dramatiker feiert Klein in der Komödie, der un-  
 wickelsten Intrigenkomödie. Ich wage die Behauptung und wünsche, daß jeder V-  
 ihre Berechtigung untersuche: Klein's „Herzogin“, „Voltaire“ und „der Schüßler“  
 sind mit die besten Lustspiele, die wir nach Lessing's „Minna von Barnhelm“ und Klei-  
 „Zerbrochenem Krug“ besitzen. Welcher von den drei Komödien die Palme zu reich-  
 ist schwer zu entscheiden. „Die Herzogin“ namentlich zeichnet sich durch eine so un-  
 fehlliche Komit der Situationen wie der Sprache und der Charaktere aus, daß eine j-  
 Bühne mit der Aufführung des Stückes ihr Glück machen würde. Gerade dieses S-  
 spiel, mit dem Hintergrunde des Zeitalters und Hofes Ludwigs XIV., der selbst e-  
 interessante Rolle darin spielt, läßt so recht bedauern, daß es den deutschen Dramatik-  
 nicht vergönnt ist, den Schauplatz ihrer Schöpfungen an einen heimischen Hof, etwa  
 den preussischen, zu verlegen, ohne damit die Gunst einer Aufführung am Hofthea-

zu verschmerzen. Klein konnte sich übrigens zu der Nichtaufführung der „Herzogin“ Glück wünschen. Die Fülle von schalkhaftem Witz, die zarte Schilderung der Zustände, — eine wahre dramatische Filigranarbeit — die unbeschreibliche Feinheit in allen Einzelheiten könnte durch die unvermeidliche Plumpheit der landesüblichen Inscenirung nur verlieren. Klein's Lustspiele sind Lesedramen in der rühmlichsten Bedeutung, — rühmlich freilich nicht für unsere Bühnen. Nur ein Stück aus einer Scene, beliebig herausgegriffen, beweist schlagender als alle Worte.

Ludwig XIV. ist von einem Besuch bei der La Vallière, die unter Aufsicht der Ehrendame Herzogin von Navailles steht, heimlich übers Dach entwischt.

(Die Herzogin. Akt IV. Scene 6.)

**Prinzessin.** Die Bewachung Ihrer eigenen Blide scheint Ihnen besser, als die meiner Ehrenfräulein zu gelingen. Auf Ihrem Korridor —

**Herzogin.** Mein Korridor, Prinzessin, ist der tugendhafteste Korridor von ganz Frankreich! — Ein Mann! Aus einem der Zimmer, deren Aussicht mir anvertraut worden! Aus meinem Zimmer!

**Prinzessin.** Das Faktum ist aber nicht abzuleugnen, liebe Navailles.

**Herzogin.** Was geht mich das Faktum an? Ich führe die Aufsicht über gute Sitte, nicht über das Faktum. Das Faktum gehört nicht in mein Departement. Das Faktum ist gegen den Anstand, folglich auf meinem Korridor unmöglich.

**Prinzessin.** Und doch ist es geschehen, das unmögliche Faktum! . . .

**Herzogin.** Wer ist der Unglückliche?

**Prinzessin.** Ich fürchte, ein Glücklichler; jedenfalls ist er glücklich durch die Dachsleute entschüpft.

**Herzogin.** Quelle horreur! Dachsleute! Ich beschwöre Eure königliche Hoheit, das Wort Dachsleute nicht mehr auszusprechen. Eine Dachsleute ist der Gipfel der Unschicklichkeit und durch eine Dachsleute entschläpfen unerhört am Hofe. Ich kenne meine Fräulein. Die Tugend meiner Fräulein, Frau Prinzessin, ist über alle Dachsleute erhaben! . . . Aber ich will strenges Gericht halten. Ich will eine Untersuchung anstellen, ich will . . .

**Prinzessin.** Einem wiederholten Versuche vorbeugen, dünkt mich das Beste, was wir —

**Herzogin** (lebend). Sie könnten, Prinzessin, an die Wiederholung eines solchen Attentats glauben? . . . Nun, er komme nur! . . . Er soll erfahren, was die Herzogin von Navailles mit Hilfe eines Besenstiels vermag.

**Prinzessin** (tödtend). Das möcht' ich sehen! Die Waffe muß Sie annehmend kleiden, Herzogin.

**Herzogin.** Keine andre Waffe ist unsern Galants so fürchtbar, wie diese. Ich weiß es aus Erfahrung. Einer Kanone laden sie ins Gesicht, aber ein Besenstiel jagt sie in die Flucht. — —

„Voltaire“ war Klein's Lieblingskomödie, der leiseste Tadel gegen dieselbe konnte ihn aufbringen. Es ist ein Gegenstück zu seinem „Moreto“, der schicksalsvollen spanischen Tragödie, ein Gegenstück von so einziger Komik, daß es jeden Vergleich mit dem Besten erträgt, was die leichtgeschürzte Muse dem deutschen Theater bescheert hat. „Voltaire“ schildert den Gegensatz, den Kampf der absterbenden französischen Pseudoklassik im Drama gegen den allgewaltigen, auch über Frankreich hereinbrechenden Einfluß Shakespeare's. Und das hat Klein mit einer so urwüchsigen Komik darzustellen gewußt, daß wir über die Vielseitigkeit dieses Genies in Erstaunen gerathen. Es sind keine literarhistorischen Deklamationen auf offener Scene, wie sie die Literaturdramen gewöhnlichen Schlages bieten; es ist ein straff zusammengehaltener Plan und eine kunstgerechte Lösung eines wichtigen historischen Problems. Die Scenen zwischen dem greisen Voltaire und seinem jungen Freunde Prosper (unter dem Pseudonym „Latourneur“ als erster französischer Uebersetzer Shakespeare's bekannt) sind ausgezeichnet. Klein wußte, warum er Voltaire ausrufen läßt: „Der Unhold, Shakespeare, — der Nagel zu meinem Sarge und zu dem Sarge unseres Theaters, unserer ganzen Literatur!“

Die sympathischste und leichtverständlichste aber von Klein's dramatischen Schöpfungen ist das klassische Lustspiel „Der Schüßling“. Man vergegenwärtige sich die Scenen, die Klein einem Stoffe zu entlocken wußte wie dem Begegniß der beiden Gemahlinnen Napoleons I., Marie Louise und Josefine an der Wiege eines von ihnen zu unterstützenden armen Anbäuels! Josefine in der ihr eigenen Großmuthslauze; — Marie Louise, die echte Tochter der Habsburger, in der Mansarde des Glends nur erschienen, weil Napoleon verlangte, sie solle sich beim Pariser Publikum durch irgend einen auffälligen Gnadenakt beliebt machen, — also eine richtige Theatergroßmuth berechnet für das Pariser Schaupublikum. Dazwischen der scherzwenzelnde Graf Amperg, Kammerherr der Kaiserin Marie Louise, der stets in Furcht schwebt, wegen seiner Bornirtheit mit dem

Ehrentitel „général“ von Napoleon nach Hause speidert zu werden, eine köstliche Mischung von Hofmarschall Rath und Marquis Riccaut de la Marlinière.

An die vor Jahren beachtliche Aufführung des „Schüßling“, wohl noch vor dem Regime Hülsen, knüpft sich eine sehr charakteristische Anekdote, die mir Klein kurz vor seiner Erkrankung mittheilte. Die Komödie war von dem Berliner Hoftheater schon zur Aufführung angenommen, hatte die Probe bestanden und allgemein gefallen, — als es dem Intendanten einfiel, ob es nicht Bedenklichkeiten habe, eine Tochter aus dem österreichischen Kaiserhause als ganz so insipid, hochnäsigt und frivol darzustellen, wie sie leider in Wahrheit gewesen. Eine im Uebermaß des Amtseifers für nothwendig gehaltene Anfrage bei der österreichischen Botschaft genügte natürlich, um die Aufführung dieses wundervollen Stückes unmöglich zu machen. Wenn dies System so weit ausgedehnt wird, so dürfte mit der Zeit ein Einspruch anderer Diplomaten genügen, um auch Schiller's oder Goethe's Dramen von der Hofbühne verschwinden zu lassen.

Ich glaube, dem Leser einen Dienst zu erweisen, wenn ich eine der prächtigen Scenen dieses Lustspiels vorführe, um ihn dadurch zur eigenen Lektüre dieses und der andern Dramen Klein's zu bewegen. — Die Kaiserin Marie Louise hat erfahren, daß ein bettelarmes Weib einen Knaben an demselben Tage geboren, an dem sie dem König von Rom das Leben schenkte, und ohne jede Mittel der Verzweiflung nahe ist. Sie macht sich auf den Rath des Grafen Amberg auf den Weg, um die Popularität der Pariser im Sturm zu erobern. Beide befinden sich am Eingang zu der Mansardwohnung der armen Mutter —:

**Graf.** Nur noch einige Stufen, Majestät! . . . hier herum! . . . Es ist der letzte Absatz . . . (für sie.) So hoch zu steigen, um bei der Krönung anzulangen! . . .

**Marie Louise** (ausgesprochen) Mein Herz schlägt so laut, daß ich es höre . . . Wieder eine Krümmung! . . . Ich fühle mich förmlich emporgeschraubt! . . .

**Graf.** Wenn wahr ist, was der Dichter sagt, daß die Götter vor die Thür der Tugend den Schweiß gelegt, so muß sie hier wohnen, Majestät.

(Man hört Marie Louise lachen.)

**Graf** (für sie). Meine Lebendgeister gerathen in Bewegung von dem Klettern; ich werde ordentlich müde . . .

**Marie Louise.** Das Lachen fehlte noch . . . es nimmt mir vollends den Athem. . . Wir hätten es lieber lassen sollen, Amberg!

**Graf.** Das Mühsamste, Majestät, haben wir im Rücken, und vor uns die Gewißheit des schönsten Erfolges. Denn morgen spricht ganz Paris von nichts anderem. Die Zeitungen überbieten sich in Bewunderung für Ihre Majestät. Der Kaiser ist befriedigt; Ihre Majestät haben die Linie der Pariser Volksgunst passiert, die Secten der Popularität ist überstanden und die Sache abgethan, für immer!

**Marie Louise.** Ob Josefine dergleichen wohl jemals unternommen? . . .

**Graf.** Schwierlich. Ich erlaube mir zu bezweifeln, daß sie solche Wohlthätigkeitsstropazen durchgemacht . . . So hoch wenigstens hat sie ihre Nächstenliebe gewiß nicht verfliegen . . . Und der Beauharnais mühte eigentlich das Steigen leicht antommen . . . sie ist es gewöhnt, denn seit zehn Jahren hat sie nichts Anderes gethan.

(Marie Louise lacht.)

**Graf** (für sie). Ich hab' heute meinen guten Tag! . . . Das Klettern, wie ich merke, macht geistreich, in solcher Gesellschaft besonders . . . Es steigt mir förmlich zu Kopf . . . Ich muß mich öfter drin üben . . .

**Marie Louise.** Ein sonderbares Volk, das Pariser! Fünf Stock hoch Klettern, um Almosen zu geben!

**Graf.** Verkehrt, wie im Allem! . . . Bei uns steht man ruhig oben am Fenster, wirft seine Handvoll Münzen unters Volk und freut sich, wie sie sich darum balgen, raufen und im Staub wälzen, ohne viel Wesens zu machen mit der Popularität.

**Marie Louise.** Mein liebes Wien! . . .

**Graf.** Das hängt den Drosseln der Popularität nicht so hoch. Der Oesterreicher, Ihre Majestät, bringt sein angeborenes Stück Popularität für sein erhabenes Kaiserhaus mit auf die Welt.

**Marie Louise.** Ja, in seiner Liebe zu uns! Ach, wie süß ist die Volksliebe dort . . . und so bequem! — Nun die letzten Stufen.

**Graf.** Gott sei Dank, wir sind an der Thür!\*)

\*) Josefine mit ihrem Begleiter sind vor ihnen hinaufgegangen. Man denke sich die Scenen, die daraus entspringen, daß die beiden Kaiserinnen sich nie gesehen haben, also auch nicht erkennen!

Klein hat es nicht mehr erlebt, daß seinen eigenen Dramen die Gerechtigkeit erwiesen wurde, die er selber der dramatischen Literatur aller Völker widerfahren ließ. Noch ist eine große Schuld des Publikums und der Theaterdirektoren gut zu machen. Hoffen wir, daß sie bald getilgt werde, damit die Aufführung seiner Dramen einen verklärten Schimmer werfe auf sein ungeschmücktes Grab.

Ich habe versucht, die Bedeutung Klein's als Literaturhistoriker wie als Dramatiker etwas ausführlicher hervorzuheben, wie dies in dem Gros der Retrologe geschehen ist. Bei seinen Lebzeiten fand sich nur selten eine neidlose Stimme, welche die greisenhafte Vereinsamung des großen Mannes durch ein ehrliches, rückhaltloses Loben, wie es der Kritik ihm gegenüber geziemte, freundlich belebt hätte. Nun aber, da der gewaltige Geist von dieser Erde abgeschieden und nur noch seine Werke zum bequemen Pländern den hilflosen Echos fremder Weisheit hinterlassen hat, wird sich die Furcht vor seiner Persönlichkeit wohl verloren haben und es könnte sich ereignen, daß Klein jetzt ebenso sehr ein Gegenstand des allgemeinen Ruhmens wie früher des Schmähens würde. — Requiescat in pace! —

## Eichendorff als Literaturhistoriker.

Von Heinrich Reiter.

Eichendorff ein Literaturhistoriker? Eichendorff, der Dichter des „Taugenichts“ und so manches waldduftigen Liedes? Wie kam denn das Naturkind dazu, die Werke seiner größeren und kleineren und gleichgroßen Collegen durch die kritische Brille zu betrachten? — so höre ich manchen Leser verwundert fragen und sehe ihn im Geiste zu seinem Mahagoni-Bücherschrantze laufen, wo neben anderen schönen Sachen auch Eichendorff's Werke — bis auf den ersten Band noch gänzlich ungebraucht, obgleich man sie schon vor fünf Jahren gekauft oder zum Geschenk erhalten hat! — in eleganten Einbänden prangen. Man sieht den Titel nach, da steht: „Sämmtliche Werke“, und wenn man gespannt die Bände durchblättert (denn man weiß in der That noch nicht, was in jedem enthalten ist, obgleich man, wie gesagt, schon seit fünf Jahren glücklicher Besitzer ist!) — so findet man keine Spur von literaturhistorischen Studien! Was mag so ein Herausgeber wohl für einen Begriff mit dem Titel: „Sämmtliche Werke“ verbinden? Das wissen wir natürlich nicht — aber es steht fest, daß Joseph Freiherr von Eichendorff eine Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands, eine Geschichte des deutschen Romans im achtzehnten Jahrhundert, sowie Beiträge zur Geschichte des Dramas geschrieben hat. Erschienen sind dieselben in den fünfziger Jahren bei Brodhause; später sind sie in den Verlag von Schönningh in Paderborn übergegangen und dieser hat sie unter dem Gesamttitel: „Vermischte Schriften“, neu herausgegeben.

Weshalb man diese Studien nicht auch in die „Sämmtlichen Werke“ aufgenommen hat, ist nicht recht klar. Vielleicht glaubte man, das Bild des liebenswürdigen Dichters nicht durch Zugabe dieser manchmal unliebenswürdigen Skizzen verzerren zu dürfen; oder —

Oder man glaubte, ein Dichter dürfe in so großartigem Maßstabe nicht auch zugleich Kritiker sein wollen, weil ihm der nothwendige Grad von Gründlichkeit und Schärfe abgehen müsse.

Wir wollen die allgemeine Wahrheit dieser Ansicht dahin gestellt sein lassen; wenn wir sie aber auf diesen besonderen Fall anwenden, so muß man ihre Berechtigung gelten lassen. Das mochte auch Eichendorff fühlen, er sagt deshalb in der Einleitung zur deutschen Literaturgeschichte, die Mannigfaltigkeit unserer Literatur sei im Laufe der Jahrhunderte zu einer Masse herangewachsen, die sich kaum mehr bewältigen ließe. Das Material sei allerdings mit lobenswerthem Fleiße bereits hinreichend zusammengetragen, aber größtentheils noch ungeordnet, oder, was noch schlimmer, oft geradezu falsch registriert. Welche Literaturgeschichten Eichendorff hier im Auge hat, ist nicht ersichtlich. Es muß jedoch hierzu bemerkt werden, daß zu der Zeit, als Eichendorff obige Anklagen erhob, die Literaturgeschichte von Gerbinus in vierter, die von Wilmar in fünfter, die von Koberstein in dritter Auflage erschienen war. Wenn Eichendorff, wie wohl anzunehmen ist, diese nicht gemeint hat, so kann sein Tadel nur gegen sehr untergeordnete Handbücher, die Beachtung überhaupt nicht verdienten, gerichtet sein.

Er fährt nun fort, der Gebildete verlange doch einige Kenntniß dieses wichtigen

Zweiges der Nationalgeschichte, es scheine ihm daher jetzt vorzugsweise auf eine bloße Orientirung d. h. „darauf anzukommen, aus der Masse die hervorragendsten Momente, die dem Ganzen Gestalt und Farbe geben, hervorzuheben, und auf diese Weise aus jenem Material ein klares organisches Bild möglichst herauszuarbeiten.“ (S. 6, Ausgabe von 1861.)

Somit hat er den Vorwurf des Mangels an Gründlichkeit und Vollständigkeit von sich abzulehnen gesucht. Er will die Richtungen, die „Hauptströmungen“ in der Geschichte der deutschen Literatur charakterisiren, er will ihr Bild in großen Zügen entwerfen. Hierbei kam ihm nun, das muß zugestanden werden, seine dichterische Phantasie trefflich zu Statten. Er überfah die Jahrhunderte, wie man vom Gipfel eines hohen Berges die ganze Gegend überschaut: er sah die Flüsse entspringen und das eine Mal sie dort durch grüne Thäler, das andere Mal durch dürre Sandflächen sich winden; er überfah die Pfade, welche einsame Wanderer gingen und die Heerstraßen, auf welchen eine lärmende Menge einherzog; hier blickte er vor sich auf eine Fläche, auf welcher der Segen des Himmels zu ruhen schien, weiterhin sahen elende Hütten durch das Laubwerk der Bäume. Seine Phantasie war angepannt zu höchster Thätigkeit. Sie verband mit Leichtigkeit, was weit auseinander zu liegen schien; sie ahnte Verbindungen, wo Andere nur getrennte Richtungen sahen; sie übersprang Vergangenheit und Gegenwart, sie flog hinauf in die Zukunft. So gewann der Literaturhistoriker Eichendorff eine Weite des Blickes, die jeden auf den ersten Augenblick frappiren muß. Man glaubt einen Propheten vor sich zu haben, dem die Welt in allen ihren Beziehungen offen vor Augen liegt.

Bald aber schwindet dieser Eindruck. Man prüft und findet, daß diese Weite des Blickes keineswegs wirklicher Kenntniß, sondern mehr einer divinatorischen Gabe entspringt. Man findet, daß manche hervorragende Erscheinung übersehen, manche durchaus nicht nach ihrer Bedeutung geschätzt ist, wieder andere weit über ihren Werth hinaus hervorgehoben sind. Auch sieht man endlich keineswegs eine zusammenhängende Entwicklung, sondern Sprünge nach vorwärts und rückwärts, manchmal weit seitab, Sprünge, die jedes „organische“ Bild illusorisch machen.

So werden beispielsweise von den Dichtern Körner, Arndt, Grabbe, Hölberlin, gar nicht erwähnt. Daß Goethe eine Iphigenie, einen Tasso, Schiller einen Wallenstein, eine Braut von Messina, einen Tell gedichtet, wird gar nicht angegeben. Beiden Dichterkönigen werden überhaupt nur fünf Seiten gewidmet; einem Novalis aber 25, einem Werner gar 43; der romantischen Schule ist überhaupt der ganze zweite Band eingeräumt. Immermann, Chamisso und Rückert müssen sich mit zusammen fünf Seiten begnügen. Wo bleibt da die kritische Werthschätzung der einzelnen Dichter? Wo bleibt überhaupt die unerläßliche Perspektive?

Sie mußte verschwinden — weshalb? Nicht allein weil Eichendorff ein Dichter, sondern weil er als Literaturhistoriker auch ein Christ, ja, sogar ein Katholik ist! Er ist christlich, er ist confessionell! Während es als das Ideal der Literaturgeschichtsschreibung betrachtet werden muß, daß der Kritiker weder einer Religion noch einer Partei angehört, sondern lediglich überall nur das Schöne sucht, um jeder Erscheinung gerecht werden zu können, stellt sich Eichendorff mit aller Entschiedenheit, ja manchmal mit ein wenig Präntension auf den religiösen Standpunkt, der bei ihm in vielen Fällen einseitig katholisch wird. Er behauptet, dieser allein sei der richtige Standpunkt für die Beurtheilung der dichterischen Erzeugnisse einer Nation. Die bloße chronologische Geschichtsschreibung verwirft er. „Denn das poetische Element geht wie ein Frühlingshauch durch die Luft über die Kalenderjahre hinweg und hat seine eigenen imaginären Provinzen; die mühsam gezogenen Grenzen und Abschnitte greifen prophetisch, ergänzend oder verwirrend beständig ineinander, ja, oft staut die leichtbewegliche Luftströmung weit zurück, um dann plötzlich wieder Jahrhunderte zu überspringen.“ (S. 19. 20.)

Den nationalen Standpunkt läßt Eichendorff schon eher gelten, weil er tiefer greife. Dieser führt ihn über auf den religiösen.

Es gehe durch alle Völker und Zeiten ein Streben nach dem Jenseits, weil das Diesseits nicht genüge. Dies Streben aber sei das Wesen der Religion, und wo es

wahrhaft lebendig sei, da werde es sich in allen bedeutenden Erscheinungen des Lebens abspiegeln, am entschiedensten in der Poesie (S. 22). „Alle Poesie ist nur der Ausdruck, gleichsam der seelische Leib der inneren Geschichte der Nation; die innere Geschichte der Nation aber ist ihre Religion; es kann daher die Literatur eines Volkes nur gewürdigt und verstanden werden im Zusammenhange mit dem jedesmaligen religiösen Standpunkt derselben.“ (S. 125). Und auf S. 234, Bd. II. vermißt er sich zu sagen: „Die wahre Poesie ist durchaus religiös und die Religion poetisch.“ Eine größere Einseitigkeit ist kaum denkbar. Also die Dichtkunst muß untergehen ohne die Stütze der Religion! Wenn erstere sich beikommen läßt, gleich Simson die Säulen der Kirche umstürzen zu wollen, so wird sie sich selbst begraben für immer! Die Religion also soll die Mutterbrust sein, an welcher der Dichter großgefängt wird? Armer Goethe! Du alter, ewig junger Heide! Wie groß, wie übermenschlich groß hättest du werden können, wenn du vor dem Kreuze zu Kreuze getrocknet wärest! Doch diese Prätenstion wollen wir Eichendorff hingehen lassen, es kommt ja gar nicht darauf an, woher ein Dichter seine Kraft schöpft; nur der Ort ad seiner Kraft kommt in Betracht. Aber eine andere kann nicht unbefprochen bleiben, weil sie jede Literaturgeschichtsschreibung und jede Kritik dichterischer Werke vernichtet. Hätte Eichendorff seine Behauptung bloß auf das „Verstehen“ beschränkt, so würden wenige ihm widersprochen haben. Um ein Dichtwerk, namentlich ein älteres, in seinem ganzen Umfange zu verstehen, wäre allerdings Kenntniß der fraglichen religiösen Anschauungen wünschenswerth. Aber um es nach seinem poetischen Gehalte zu prüfen, wird niemand erst den Katechismus nachschlagen! Oder hat man bei Beurtheilung von Schiller's Tell, von Goethe's Tasso, von Eichendorff's Taugenichts Kenntniß der Religion nöthig? Wie würde Aristoteles die neuere deutsche Literatur beurtheilen? Würde er etwa sagen: „Euer Gott ist mir nicht vorgestellt, ich bin überhaupt mit euren Göttermaschinen, (die übrigens Homer weit dichterischer geschaffen hat) gar nicht bekannt, kann mithin euer Dichtungen nicht beurtheilen?“ Gewiß nicht! Er würde sich um dieses Heiwerk gar nicht kümmern, sondern, Homer und Aeschylus in der Hand, unsere poetische Kraft prüfen.

Den rein ästhetischen, rein objectiven Standpunkt erkennt Eichendorff in keiner Weise an. Er nennt denselben den unfruchtbarsten von allen. Denn die „allgemeinen Theorien sind begreiflicherweise einem beständigen Wechsel unterworfen und zu subjectiv, um als Norm zu gelten, und es wäre eben so ungerecht als unhistorisch, irgend eine entferntere Periode der Poesie nach der gegenwärtig eben beliebten Theorie abschätzen zu wollen. Man denke hier z. B. nur an die unübersteigliche Kluft zwischen Gottsched's und Lessing's Lehre, oder in neuerer Zeit zwischen Jean Paul und Solger, von denen jeder in gewissem Sinne Recht hat oder doch Recht zu haben glaubte.“ (S. 18.)

Eichendorff hat sich die Begründung sehr leicht gemacht.

Doch lassen wir den Streit über den Vorzug des religiösen Standpunktes gegenüber dem ästhetischen, den die Zeit schon längst entschieden hat. Sehen wir nun, wohin Eichendorff mit diesem Maßstabe geräth.

Er hat keine Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen geliefert, auch keine Geschichte des Dramas und des Romans, sondern nur eine Geschichte der Ansichten, welche deutsche Dichter alter und neuer Zeit von der Religion gehabt und inwieweit sie diese dargestellt haben. Daher rührt die sonderbare Eintheilung der Literaturgeschichte: I. Das alte nationale Heidenthum. II. Kampf und Uebergang. III. Die christliche Poesie. IV. Weltliche Richtung. V. Die Poesie der Reformation. VI. Die Poesie der modernen Religionsphilosophie. VII. Die romantische Schule.

Eichendorff fragt nicht und erklärt nicht, was Goethe und Schiller für die Poesie geleistet und welcher Werth ihren Schöpfungen beizumessen ist, fragt nicht, was Herder für Aufklärung über die Ziele der Dichtkunst gethan, nicht, wie Lessing der Poesie eine so weite Aussicht eröffnet — sondern legt nur dar, wie sie zur Religion standen. Da konnten allerdings für die beiden ersten nur fünf Seiten herauskommen, während für Novalis 25 Seiten angewendet werden mußten. Und im Einzelnen kommen gar seltsame Urtheile zum Vorschein. Walther von der Vogelweide, der alte Kulturkämpfer, wird

entschieden für die katholische Kirche reclamirt, „denn er rügte das damalige politische Treiben des römischen Hofes um des Heiles der Kirche willen.“ Was würde Eichendorff gesagt haben, wenn er die vgharzißliche Vorrede zu Werthers Aufsätze der von ihm so sehr gelobten Uebersetzung Walthers von Simrod gelesen?

Ueber Gottfried von Straßburg sagt er: „Der Stoff des Gedichtes ist durchaus gemein: Die Verführungsgeschichte einer verheiratheten Frau, die gern Lob und Ehre und Seele ihrer ehebrecherischen Liebesbrunst opfert; ein artiger, sich vor den Damen niedlich machender Jant, wie wir ihm wohl allezeit unter den eleganten Pariser Pflasterstretern begegnen; und endlich ein schwacher Themann u. s. w.“ (S. 100.) Was sagt dagegen von demselben Gedichte der gewiß nicht weniger rigoristische Wolfgang Menzel? „Er (Gottfried) kändelt nicht mit allerlei Buhlerei, sein Held ist kein von Blume zu Blume flatternder Schmetterling, seine Helbin keine Kokette. Die echte heiße treue Liebe wird im Tristan gefeiert, aber in ihrem Gegensatz gegen das eheliche Gebot.“ (Geschichte der deutschen Dichtung I. 351.)

Ueber Klopstock's Messias heißt es auf echt Eichendorffisch. „Und dieses tiefe religiöse Gefühl ist eben die unvergängliche Schönheit dieses Gedichtes.“ (S. 130.) Kein Wunder also, wenn unsere Zeit Klopstock's Messias so unfählich langweilig findet! Aber weshalb empfinden wir Ungläubigen die Poesie der Bibel so tief?

Eichendorff's Urtheil über Schiller verdient verewigt zu werden! „Wenn aber Schiller, über Goethe, Liebling der Nation geworden, so liegt der Grund darin, daß er, wie kein Dichter vor ihm, den Ton seiner Zeit anschlug, indem er den trockenen Rationalismus poetisch beherrschte.“ (S. 336.) Hier darf man doch wohl fragen, wo Schiller in seinen reifen Dramen das gethan hat. Eichendorff mochte selbst die Gewaltigkeit seiner Behauptung fühlen, er setzt deshalb hinzu: „sowie in der Macht, die jedersseit ein ernstes, ehrliches Streben und der blendende Schmut einer schwinghaften Sprache über die Gemäther übt.“ Welche Leichtsinngigkeit in den Behauptungen!

Fügen wir diesen Urtheilen noch einige weitere aus der Geschichte des Dramas hinzu. Er eifert gegen jene Literaturhistoriker, welche Shakespeare gern für den Protestantismus erobern möchten und sagt dann (S. 65, Geschichte des Dramas.) „nicht in Folge, sondern trotz der Reformation ist diese Dichterversehung einzig nur durch ihre gesunde, jedes Hinderniß überwältigende Kraft möglich geworden.“

Ueber Molière (S. 89.): „Die meisten seiner Stücke sind, weil sie nicht die ewige Natur der Menschen, sondern nur ihren höfischen wandelbaren Schein abspiegeln, in der That bereits wieder vollkommen veraltet.“

„Lessing's Bemühungen für die Bühne sind eigentlich nur eine untergeordnete . . . Waffenübung zu seinem kritischen Kampfe um die höchsten Wahrheiten des menschlichen Daseins, der ihn unsterblich macht.“ (123.)

Doch genug der Beispiele. Wer die verschiedenen Bände liest, wird deren in Menge finden.

Daß wir im Einzelnen geistreiche und schlagende Bemerkungen in Fälle antreffen, ist selbstverständlich, kann jedoch den schlechten Eindruck des Ganzen nicht vermindern. Am besten ließe sich noch die Geschichte des deutschen Romans im 18. Jahrhundert, in welcher sich große Befessenheit mit im Ganzen gesunden Ansichten vereint. Die Sprache ist in allen drei Werken von großer Schönheit, nicht selten von lyrischem Schwung.

Ohne Nutzen wird Niemand diese geistreichen Studien lesen; aber nur wenige Leser werden den Nutzen aus denselben ziehen, den Eichendorff im Auge hatte.



## Erinnerungen an Federer.

Von Hieronymus Lorm.

Vor zwanzig Jahren saß ich eines Nachmittags im Café français in Dresden und sah einer Schachpartie zu. Die Spielenden waren mir unbekannt und ich achtete auch nicht auf ihre Gesichter. Bei einem Zug von besonderer Bedeutung, womit eine sehr kluge Combination eröffnet wurde, wendete sich der Spieler, der ihn gethan hatte, wie unwillkürlich zu mir, mit einem Gesicht, das durch Mangel an Schönheit und Bornehmheit zu der ganzen unansehnlichen Person stimmte, aber in diesem Augenblicke von Intelligenz und Schalkhaftigkeit besetzt war, so daß ich die Ueberzeugung hatte, keines der gewöhnlichen Exemplare aus jener Herde vor mir zu haben, die Schopenhauer „Bipedes“ nennt.

Es war im April. Im Theater hatte man einige Tage früher das unglücklichste Stück Gukow's, das Lustspiel „Lenz und Söhne“ gegeben und ich theilte meine Aufmerksamkeit zwischen der Schachpartie und einer Zeitungskritik über jenes Stück. Die Kritik wickelte sich länger und langweiliger ab als die Partie. Bald erhob sich derjenige, der den klugen Zug gethan hatte, als Sieger. Draußen stürmte es, als ob noch voller Winter wäre. Fröstelnd zog sich der Aufgestandene seinen Ueberrock an, indem er dabei seufzend sagte: „Ist das ein Frühling! Lenz und Söhne!“

Nun fragte ich einen Marqueur nach dem Namen des Gastes und erhielt den Bescheid: Dr. Federer. Bald wurde ich mit ihm persönlich bekannt und davon so angeregt, daß ich nicht umhin konnte, allen Freunden die mir begegneten, von meiner neuen Bekanntschaft zu sprechen. Da führte aber auch gleich Jeder eine Erinnerung an ein mündliches Wort Federer's mir zu.

Einmal war er, der nie genug Spott und Klagen gegen die Verwaltung der Dresdner Hofbühne vorbringen konnte, am Theatergebäude vorbei gegangen und hatte vor demselben demüthig den Hut gezogen. Auf die Frage nach dem Grunde dieser auffallenden Huldigung antwortete Federer: „Ich warte, daß etwas in den Hut falle, da man doch bei diesem Theater das Geld zum Fenster hinauswirft.“

Einer von den charakteristischen Witzgen Federer's ist sogar in die Annalen des deutschen Theaters eingeschrieben worden. Laube erzählt in seiner Geschichte des Wiener Burgtheaters, daß auf die Bemerkung, der berühmte Schauspieler Dawson hätte aus seiner Sprache jede Spur des jüdischen Accents zu verbannen gewünscht, Federer die Antwort gegeben: „Dawson mauscheit mit den Weinen.“

Zu den Theater- und Literaturfreisen Dresdens circuliren unzählige pikante

Äußerungen Lederer's, die Manche auf die Vermuthung bringen könnten, der factische Geist dieses Mannes hätte sich in den von Mund zu Mund gehenden „geflügelten Worten“ erschöpft und nichts weiter geleistet. In Wahrheit aber liegen Productionen von ihm vor, die in der dramatischen und humoristischen Literatur von Gewicht wären, wenn nur das Publikum es empfinden wollte. Freilich, wie sich die Persönlichkeit Lederer's ein Menschenalter hindurch in Dresden darstellte, war ihm dies nicht abzumerken. Wegen die Schönheit aller äußern und geselligen Lebensformen von der cynischen Gleichgültigkeit eines Diogenes, schien er nicht einmal den Sonnenstrahl zu genießen, aus dessen Bereich ihm ein Alexander hätte gehen müssen. Seine Grundstimmung war die Gelassenheit einer nicht philosophisch gewonnenen, sondern vom Leben aufgezwungenen Entsagung auf alle Freuden, Genüsse und Thätigkeiten. Diesen Zustand schildert am besten jene eigene Reflexion in einem Briefe an einen in Wien lebenden Bekannten: „Armut, die keine Rücksichten mehr zu haben braucht, ist beinahe ein Vortheil, sie gleicht der grande-misère in Boston, wo man gewinnt, aber weil man gar kein Stichblatt mehr in Händen hat.“

Durch welche Unbill des Geschicks und der Verhältnisse konnte aber ein so reichbegabter Mann auf der Stufenleiter des socialen Glückes so tief herabgedrückt werden? Sein eigentliches Fach war die Jurisprudenz; völlig unfähig als praktischer Advokat zu wirken, wäre er nach Reigung, Beruf und Kenntnissen eine ausgezeichnete Kraft auf einem Lehrstuhl für Rechtsphilosophie gewesen. Dem Juden war es unmöglich, zu einer Professur zu gelangen.

Er war aber auch dramatischer Dichter! Es existirt von ihm ein Schreiben an einen Hoftheater-Intendanten, das folgende Stelle enthält: „Ein Bühnendichter muß jetzt zwei Talente haben, ein mäßiges poetisches, um ein erträgliches Stück zu schreiben, und ein unmäßiges diplomatisches, um die Aufführung zu bewerkstelligen.“

Und in seiner kleinen Autobiographie, auf die ich unten zurückkomme, heißt es: „... Hinsichtlich meines Lustspiels „Geistige Liebe“ muß ich berichten, daß der damalige Hofburgtheater-Direktor Herr v. Holbein es so sorgfältig prüfte, daß die Prüfung volle sieben Jahre in Anspruch nahm. Ich muß das dem Dahingeshiedenen verzeihen, da ein leider noch nicht dahingeshiedener Intendant noch bis auf den heutigen Tag schwankt.“ — In einem Privatgespräch äußerte Lederer schmunzelnd, daß in diesem Satz das Wort „leider“ nur durch die Bosheit des Setzers an die unrichtige Stelle gekommen sei und sich nur auf das Schwanken beziehe.

So erging es einem Manne, der dem deutschen Theater, namentlich dem Wiener Repertoire drei Jahre hindurch immer wiederholte Lustspiele geliefert hatte, nämlich außer dem eben genannten: „Die kranken Doctoren“ und „Häusliche Wirren“. Mußte er um die Aufführungen so lange Zeit werben, wie Jakob um die Rahel — wer ermüdet, wie viel des Guten und Brauchbaren während so nutzlos dahingestrichener, entmuthigend langer Zeit ungeschrieben geblieben ist? Wer kann sich wundern, daß er, in erzwungener Unfruchtbarkeit alt geworden, als er sich wieder einmal zum Schaffen aufrüstete, in seinen „Weiblichen Studenten“, in seinen „Männlichen Diensthoten“ keine rechte Heiterkeit und Lebensfrische mehr zeigte? Begonnen hatte er seine Thätigkeit für das Theater mit einem dreiaktigen Lustspiel „Die Wortbrüchige“, das in Prag und anderwärts gegeben wurde, und von dem er in seiner Weise selbst sagt: „Das Stück konnte es wegen des erträglichen Dialogs und einiger komischen Scenen zu keinem rechten Durchfall bringen.“

Das Burgtheater in Wien und das landständische Theater in Prag haben auch mit Erfolg und in öftern Wiederholungen seine Bearbeitung der Shakespeare'schen „Luftigen Weiber von Windsor“ gegeben, und bei aller Shakespeare-Heuchelei, womit die Intendanten ihre artistischen und moralischen Blößen zu decken suchen, hat man diese Bearbeitung, weil aus der Feder eines wirklichen deutschen Autors, in Vergessenheit gerathen lassen und die alte treffliche Comödie ausschließlich dem Coulissen-Zimmermann Mosenthal überlassen, damit er sie der Musik Nicolai's ausliefere.

Ueber den Niedergang des deutschen Theaters wird so gründlich philosophirt, daß man die ganz deutlich zu Tage liegenden Ursachen übersieht. Der Niedergang des deutschen Theaters ist der Aufschwung der deutschen Theater-Intendanten.

Dr. Lederer war aber auch Verfasser humoristischer Aufsätze. Im Jahre 1845 als gerade Bettina's „Dies Buch gehört dem König“ Tagsgespräch war, erschien eine Sammlung jener Aufsätze bei einem Prager Verleger unter dem Titel: „Olla potrida oder dies Buch gehört dem Käufer“.

Damals war in Oesterreich die unelbliche Saphir'sche Manier der „humoristischen Vorlesungen“ noch von Einfluß und färbte auch einigermaßen an Lederer ab. Das Buch beginnt mit „Keine Vorlesung, eine Vorlesung.“ Daß aber trotz jener Manier, die man wegen ihrer ausschließlichen Beschäftigung mit den verschiedenen Wortbedeutungen, eine philologische nennen könnte, wenn es nicht Entweihung der Wissenschaft wäre, sie in irgend eine Beziehung zum Kalauer zu bringen, Lederer's Geist an ganz andern Mustern gereift war, zeigt gleich die Einleitung jener Vorlesung, die eigentlich eine Improvisation vor einem Publikum von Frauen war: „Mit jungfräulichem Lagen, Eröthen im Angesicht, übergossen vom Purpur der Scham, erscheine ich vor Ihnen, eine Rolle in der Hand, zwei brennende Kerzen neben mir, so viele leuchtende Augen vor mir, die erste Jugend hinter mir und nichts in mir — so soll ich lesen.“ —

Am gediegensten krystallisirt sich Lederer's Geist in den „Aphorismen“ dieses Buches.

„Man sagt, Freundschaft sei ein Geist in zwei Körpern; ich glaube, kein Geist in zwei Körpern bewirke oft gerade die festeste Sympathie.“

„Wer das Glück hat, führt die Braut nach Hause“, wahrscheinlich deshalb, damit das Glück ihn nicht übermüthig mache.“

„Die Staatsmaschine soll einem einarmigen Hebel gleichen: auf derselben Seite, wo die Kraft ist, soll auch die Last sein.“

„Schon deshalb finde ich es recht, daß in den meisten Sprachen die Erde weiblichen Geschlechtes ist, weil man doch noch immer nicht dahinter kommen kann, wie alt sie eigentlich sei.“

„Alte Frauen thun Unrecht, wenn sie sich nie erinnern, daß sie auch einmal jung waren, aber sie thun noch mehr Unrecht, wenn sie es nie vergessen.“

„Die Menschen wollen so gerne einen eigenen Herd begründen. Ich kann's nicht tabeln, doch sehe man sich früher um eine eigene Speisekammer um.“

„Schriftsteller, die gar zu häufig citiren, gleichen den Bedienten, die ihre Freunde mit den Restantien der herrschaftlichen Tafel bewirthten.“

„Tyrannen gleichen Pferden. Nichts macht sie so gefährlich als eigene Scheu und Furcht.“

„Es wäre schön, wenn es sich in der Welt mit den Köpfen verhielte wie mit den Eimern eines Ziehbrunnens, daß der leere immer hinunter und der volle hinaufkäme.“

Ach, da haben wir gleich einen vollen, mit dem es immer mehr hinunter gegangen ist. Wie die Theater-Intendanten an seinen Stücken, hat der Intendant der literarischen Erfolge, das Lesepublikum an seinem Buch gehandelt. Es ist gewiß, daß bei Franzosen und Briten ein Buch wie das Lederer's nicht in Verschollenheit und Vergessenheit, der Autor nicht der Armuth und dem Verkommen überliefert worden wäre. Was Deutschland an seinen eminenten Geistern sündigt, ist ein noch unge schriebenes Kapitel seiner Kulturgeschichte, sehr in Widerspruch mit Allem, was die Hoffschmeichler des Volkes der „Nation der Denker“ ins Gesicht zu sagen pflegen.

So kam denn Lederer mit der Zeit dahin, seine oben erwähnte Autobiographie, geschrieben 1862 und erschienen in Wertheimer-Kompert's Wiener Judenkalender folgendermaßen einzuleiten: „Eine Skizze meines Lebens wollen Sie? Seltsames Vergehren! Befehlen Sie doch einem armen Teufel, daß er sein Cassabuch zu Gericht lege. Der Mann hat keine Cassa und braucht kein Buch. Das ist eben der Hauptübelstand meines Lebens, daß eigentlich gar kein Leben drin ist. Oder heißt das etwa Leben, daß ich in Prag geboren bin (den 23. August 1808), eine kränkliche Kindheit überstand, meine Jünglingsjahre ohne Anregung, ohne Leitung, ohne Richtung verzettelte, und endlich ein alter Mensch geworden bin, ohne je ein junger gewesen zu sein.“

Und am Schlusse: „Der Rückblick auf die Vergangenheit ist nicht sehr erfreulich, noch weniger erbaulich dürfte sich mir die Zukunft gestalten.“

Nun, in dieser Beziehung war der Dichter gewiß ein Prophet: seine Zukunft war — das Hospital, das Dresdner Krankenhaus, in welchem er im Juli d. J. verkrümmert und verlassen starb. Die große deutsche Kaffeeschwester aber, die Gemein-Platz-Schablonen- und Phrasen-Kritik schenkt sich noch eine Tasse selbstgebrannter optimistischer Weisheit ein, indem sie spricht: „Das wahre Talent geht niemals zu Grunde.“

## Shakespeare in Paris.

Von Gottlieb Ritter.

Ein dramaturgischer Diogenes, suchte ich bislang allhier in der guten Stadt Paris vergeblich die Spuren Shakespeare's. Die glänzende Lichtwelle, die voll und warm von dem großen Briten ausgeht und das Firmament der Weltliteratur mit so viel Feuer übergießt, daß selbst die strahlendsten Sterne daneben erblaffen und verschwinden, — sie wirft ihren segenvollen Schein nur spärlich in die lärmersfüllte theatralische Werkstätte Frankreichs, es ist, als ob der Dreispizig Voltaire's, der einst die Ausstrahlungen Shakespeare's auffangen sollte, noch heute schirmartig zwischen dem französischen Publikum und dem größten dramatischen Genie der Welt schweben würde. Daher so viel Schatten, so wenig Poesie.

Aber eine Spur habe ich doch gefunden, und ich will hier erzählen, wie ich sie halb verwischt und breit und schief getreten auf dem Boulevard Beaumarchais entdeckte. Ein großes gelbes Plakat vor einem kleinen, niederen Gebäude mit monumentalen Anwandlungen, führte mich darauf, und beim Schein einiger Gaslaternen las ich mit gemischten Gefühlen:

### Le Juif de Venise.

Drame en 5 Actes et 7 Tableaux

par

M. FERDINAND DUGUÉ.

Musique de M. Amédée Artus, costumes dessinés par M. Alfred Albert. Décors de

MM. Philastre, Darran et Dufloc.

Monsieur Clément-Just jouera la rôle de Shylock.

Weiter las ich das Personenverzeichnis nicht. Der Name „Shylock“ genügte mir. Er machte mich vergessen, daß man den seines Schöpfers zu nennen — vergessen hatte, er beschwichtigte alle meine Zweifel und ließ mich den Zuschauerraum des Vorstadttheaters betreten. Trotzdem es noch eine halbe Stunde bis zum Beginn der Vorstellung währen sollte, setzte ich mich auf einen günstigen Parquetplatz nieder, überglücklich, wieder einmal Shakespeare und Shakespeare in Paris zu sehen. Ich machte ja keine großen Ansprüche, ich wußte ja, daß ich auf einer so excentrischen Bühne keine Musterdarstellung zu erwarten hatte, ich wollte mich mit dem guten Willen der Regie und der Darsteller bescheiden . . . Das Genie des Dichters, dachte ich mir, wird doch überall zum Durchbruch kommen und die Mängel der Bühnenbearbeitung des Herrn Dugué und seiner Interpreten vergessen lassen.

Während der Leuchter und die Rampenlichter angezündet wurden und die Plätze sich allmählig mit neugierigem Volk füllten, träumte ich mit offenen Augen von der tragischen Parabel vom Juden des mittelalterlichen Benebigs. „Gernutus war der Jud' genannt,“ sagt die alte Ballade, deren Inhalt Shakespeare in seinem Drama verewigt. Wie auf ein Zauberwort stieg vor meinem innern Bild der furchtbare Shylock empor, die Verkörperung des Juden, wie ihn das Mittelalter geschaffen hat: Der Verbrecher aus gerechter Rache, der Wucherer, weil ihm jedes ehrliche Gewerbe ver sagt war, die

Geißel der Christenheit, der Ritter vom goldenen Kalb, von der Pest und Hungerstoth, der in die citta dolente des Ghetto verbannte Fluchbeladene. Die Kirche verdammt ihn, der Staat plündert ihn, die Stadt nimmt sein Hab und Gut in Beschlag, das Gesetz stülpt ihm eine gelbe Mütze auf und zeichnet seine Schulter mit einem Rad, die Strafe steinigt ihn, wenn er sich zeigt . . . Der Christ wirft ihn zu Boden, wie einen Wurm; aber der Wurm richtet sich auf unter dem Fuße des Zertrüters und sticht ihn, nicht in die Ferse, sondern in die Börse, die einzige Stelle, welche die Gesetze und Privilegien verwundbar ließen, und von dort aus entzieht er ihm Vermögen, Ehre, Leben und das Blut „zunächst dem Herzen“, wie Shylock es wollte. Die Herren des Mittelalters verschmähten die Arbeit und hatten doch das Bedürfniß viel auszugeben. Industrie, Speculation, Handel, das Alles schien ihnen zweifelhaft, unehrerlich, verächtlich. Der Jude fast allein besaß das Geheimniß des Goldes in diesem eisernen Zeitalter. Er hatte den Wechsel erfunden, diese Algebra des Reichthums; er besaß die Schlüssel zu den geheimnißvollen Bazars des Orients. Der Ghetto, der seine schwarzen Häuser und Gassen inmitten der Stadt entwidete, gleich jenem Magnetberg von „Tausend und eine Nacht“, welche alle eisernen Bestandtheile aller auf dem Meere schwimmenden Schiffe anzog. Pistolen und Zehinen flossen durch unsichtbare Kanäle in die Judenstadt. Früher oder später mußte dieser stolze Herzog oder jener hohe Graf, der seine Schwelle für beleidigt angesehen hätte, wenn ein Jude sie berührte, unter dem kaudinischen Joch des Hebräerthums durch, um seine Krone vor Ruin zu retten. Dann klopfte man bei nächtlicher Weile an die niedere Hausthüre eines verachteten Shylock . . .

Es klopfte in der That dreimal; dann begann eine Musik, die mich gleich aus all meinen Träumereien riß. Zwei Hörner machten klägliche Anstrengungen vier Violinen zu verfolgen, während zugleich zwei Clarinetten es auf eine Flöte abgesehen hatten, die durch sie, eine Bassgeige und eine Pauke überdönt und zum Schwingen gebracht werden sollte. Es klang nicht sehr harmonisch. Doch ich beachtete dies nicht, diemeil ich bereits im Geiste die StraÙe der Lagunenstadt sah, wo der melancholische Antonio, dies Uebild eines idealistischen Kaufmanns, mit seinen Freunden plaudert.

Fürwahr, ich weiß nicht, was mich traurig macht:  
Ich bin es satt; ihr sagt, das seid ihr auch.  
Doch wie ich dran kam, wie mir's angeweht,  
Von was für Stoff es ist, woraus erzeugt,  
Das soll ich erst erfahren . . .

Als der Vorhang aufging, sah ich wirklich die vorgeschriebene StraÙe Venedigs. Raiver Shakespeare! Dein Bearbeiter hat Dich trefflich corrigiert und eine WasserstraÙe, einen Kanal aus Deiner gewöhnlichen StraÙe gemacht, die so schlecht in die meerdurchspülte Inselstadt paßt. Wir sind dadurch mit einem Schlage unwiderruflich in das ächteste Venedig versetzt. Die Bühne ist in zwei Theile getrennt; rechts ein Haus, wovon ein Asmobi die uns zugekehrte Wand abgehoben hat, so daß sich das Innere des einstöckigen Baues darbietet: ein dürftiges, dunkles Gemach, mit einem Schreibtisch und zwei sichtbaren Ausgängen, wovon der eine nach hinten auf eine mittelmäßige StraÙe und der andere zur Seite nach dem Kanal führt, welcher die Hälfte der Bühne mit seinen blauen Pappentwelen bespült. Ueber ihnen erhebt sich im Hintergrunde eine Brücke, die unstreitig an den berühmten Ponte dei Sospiri erinnert; jenseits erblickt man die Häusermasse des Rialto und den schlanken Campanile. Zwei Maskirte mit rothen Mänteln, von denen sich Shakespeare's Schulweisheit nichts träumen ließ, stehen unbeweglich auf der Brücke. Ein Schreiber sitzt am Tisch in der erwähnten Stube, während ein „Commis“ mit schwergepackten Handlangern hin und her eilt. Das steht freilich nicht ganz so im Shakespeare, denke ich, als meine Bedenken über eine vielleicht allzufreie Bearbeitung durch das Auftreten einer ehrwürdigen Gestalt, worin wir sogleich Shylock erkennen, vollständig und freudig beseitigt werden. Er trägt den herkömmlichen „jüdischen Rocker“, den langen Spigbart, — kurz, ich begrüße einen alten Bekannten, der sich äußerlich wenig verändert hat. Nur seine Stellung ist etwas anders geworden, insofern nämlich sein Handel sich bedeutend vergrößert hat, wie schon das Meer von Angestellten beweist, dessen Bekanntheit Shakespeare offenbar nicht vermittelt worden war. Der Pariser

Shylock ist kein mittelalterlicher Schacherjude, sondern eher ein Großhändler nach heutigem Geschma. Er macht nicht mehr Alles selbst, sondern regiert seine Commis mit souveräner Unumschränktheit; er zählt und prüft nicht mehr mit ängstlicher Sorgfalt das Geld, sondern benützt eine Goldwaage; er feilscht nicht mehr auf dem Mercato, sondern macht seine Geschäfte auch brieflich ab, da er eine größere Correspondenz mit Marseille, London, Tunis u. s. w. unterhält; ja, er ist nicht mehr wie früher auf schnöden Gewinn bedacht, denn er sagt zu einem seiner Schreiber: „Folgt dem Waffenhändler, der eben von mir wegging und sagt ihm, daß ich seine Waare kaufe: sie ist wohl theuer und ich werde Geld, viel Geld dabei verlieren, aber die Zeiten sind hart und die Geschäfte gehen schlecht . . . kurz, ich kaufe . . . aber sucht gleichwohl, eine Preisermäßigung zu erlangen.“ Sonst ist er noch immer der Alte: er schachtet ruhig weiter, wenn auch in größerem Maßstabe; er empfiehlt seinem Secretär, sorgfältig in seinen Schreibereien zu sein, „denn die sicilianischen Kaufleute finden in einem Accent zu wenig oder einem Komma zu viel Ursache zur Eiskane“; er wird zornig, wenn sein „doppelter“ Buchhalter das Resultat der jüngsten Bilanz vor Zeugen laut mittheilt; er ist auch den Christen und Venedigs Eblen im Besonderen noch immer nicht grün und behandelt sie mit wohlbekannter Saffiance und Verachtung, wenn sie in sein Haus kommen, um Geld von ihm zu leihen. Dies zeigt Shakespeare's Pariser Mitarbeiter sehr schön an einem prägnanten Beispiel gleich im ersten Aufzug. Drei venetianische Edelleute, die von Shylock geliehene Summen zurück-erhalten sollten, kommen nicht nur mit leeren Taschen, sondern wollen erst noch ein weiteres Anleihen machen. Shylock läßt sie die längste Zeit im Zimmer auf Antwort warten. Den Bewohnern der Galerien lacht darob vor Freude das Herz unter der blauen Woulse. Endlich läßt sich Shylock herbei, mit den Nobili zu verhandeln. Ihr Begehren dünkt ihm sehr sonderbar.

„Shylock, wir wünschen Gelder.“ So spricht ihr,  
 Nie mir den Auswurf auf den Bart geleert  
 Und mich getreten, wie ihr von der Schwelle  
 Den fremden Hund kost; Geld ist eu'r Begehren.  
 Wie soll ich sprechen nun? Sollt ich nicht sprechen:  
 Hat ein Hund Geld?“

Ungefähr auf diese Weise antwortet auch der Pariser Shylock; nur ergeht es ihm dabei schlimmer. Während Shakespeare's Borger, der nicht weniger verstoßt in seinem Judenhaß als Shylock in seinem Christenhaß ist, bloß droht:

„Ich könnte leichtlich wieder so dich nennen,  
 Dich wieder anspein, ja mit Füßen treten . . .“

wird der Pariser Shylock von den drei Venezianern ganz regelrecht und ohne Zeugen durchgeprügelt. Welche Freigiebt! schreit der Jude, „ich habe keine Waffen!“ — „Hunde haben keine,“ gibt man ihm zur Antwort. „Aber sie haben Zähne!“ meint Shylock, „wenn Ihr mich schlägt, so beiß' ich Euch ins Gesicht!“ Eine arge Keilerei beginnt, wobei ein Nobile höhnisch zum Juden sagt: „Du sprichst vom Gesek! Wohl gibt es eines in Venedig, demzufolge jede Drohung gegen einen Christen mit Gefängniß und Geldbuße bestraft wird. Wir gehen deshalb gleich zum Richter, und Du wirst noch diese Nacht arretirt werden, Jude!“ Da war doch der englische Shylock besser dran, denn er durfte sich auf die „Gerechsam unsrer Stadt“ berufen und das „Gesek Venedigs“ auch für sich in Anspruch nehmen.

Shylock bleibt in bedenklichem Zustand zurück und zürnt mit sich selbst. „Ich bin ein Dummkopf! Ich habe die Klugheit außer Acht gelassen und darf es jetzt wohl bereuen! Verdammt'er Jähzorn! Als ob ich das Recht hätte, auf meine Würde zu pochen bei solcher Kleinigkeit! . . . Ein Schlag mit dem Stock! Ich hätte den Buckel geduldig inhalten und es zum Uebrigen thun sollen! Wann endlich werde ich stark genug sein und unter einer Injurie stumm bleiben, meinem Blut Ruhe gebieten, mein Gesicht todt-ähnlich machen, all meinen Haß im Grund meines Herzens angefettet bewahren?! Geduld, ich erreiche es noch!“ Dann erhebt sich der tiefgebeugte und läßt den Ruf: „Sarah! Sarah!“ vernehmen. Wer mag das sein? Gewiß niemand anders, als die französirte Jessica, Shylock's Röschen von Saron, die Judentochter des Mittelalters, für welche der

Abgrund zwischen Christen- und Hebräerthum weniger breit war, weil die Liebe mit jedem Müsselschlag darüber hinwegsetzen konnte. „Sarah! Sarah!“ Im Augenblick wird die schwarzäugige Orientalin erscheinen, die ihrem orthodoxen Vater weniger gleicht, als jener Oholä des Ezechiel, die mit Sehnsucht nach den schönen assyrischen Cavalieren schielte, „so roth an die Wand gemalt waren“.

Aber nein, Sarah ist keine Jessica! Beim Tremolo des Orchesters tritt eine ältliche Frau aus den Coulißen. Ohne Zweifel Jessica's Amme, ein weiblicher Langelot Gobbo. O Täuschungsjammer! Es gibt keine Jessica mehr, denn Shylock erkundigt sich bei Sarah, was sein einziges Kind, sein Sohn, mache, worauf ihm die Antwort wird, er schlafe in seiner Wiege und sei „schön, wie Abel und Moses“. Das tröstet uns sehr wenig. Und nun erfahren wir, daß Shylock ein Wittwer sei, was uns schon bekannt war, daß diese Sarah für ihn „nicht eine gewöhnliche Magd, sondern sozusagen eine Schwester, fast die Mutter seines Sohnes“ sei; daß dieselbe vor fünf Jahren von ihrem schurkischen Gemahl verlassen und von Shylock in Dienst genommen wurde. Shylock will vor seiner angekünftigten Arretirung erst noch einige Gänge besorgen und nimmt von Sarah Abschied, indem er ihr in bekannten Worten empfiehlt:

„Thu, was ich Dir gesagt, schließ hinter Dir  
Die Thüren: fest gebunden, fest gesunden,  
Das denkt ein guter Wirth zu allen Stunden.“

In Anbetracht milderer Umstände verbietet er ihr natürlich nicht, an den Fenstern empor zu klettern, wenn „die Christennarren mit bemaltem Antlitz“ an seinem ehrbaren Hause vorübergehen. Sarah ist keine Jessica mehr.

Aber eine größere Gefahr harret ihrer. Kaum ist Shylock fortgegangen, als die beiden Masken auf der Brücke verdächtige Zeichen geben. Eine Gondel rollt aus den Coulißen durch die Wellen und hält vor dem Hause Shylock's. Ein Vermummter springt aus dem Rahn und betritt durch die Seitenthüre das Zimmer, wo Sarah sich ihren Träumereien hingibt. Sie fährt empor. Ein nervenaufregendes Krachen und Luiden geht unheimlich durch das Orchester. Das Publikum lauscht und schaut athemlos.

„Guten Abend, Madame Arnheim!“ jagt der Vermummte. Wem kommt das nicht befremdlich vor? Er wirft Mantel und Maske weg. Madame Sarah Arnheim schreit auf. Der Fremde ist in der That ihr Mann, der sie einst treulos verlassen hat. Sie ruft um Hülfe und ringt die Hände, denn sie wittert Unheil, aber das Haus ist von Arnheim's Getreuen umstellt und nun sie eilen auf ihren Ruf herbei. Arnheim lacht höhnisch. Was will er nur? Vorläufig hat er Durst und läßt sich eine Kanne Wein geben, dann erklärt er in langer Rede den Zweck seines Erscheinens. Er erzählt, er habe die Bekanntschaft eines griechischen Korfaren gemacht, der sich in die Tochter des reichsten Kaufmanns von Smyrna verliebte und sie gegen den Willen ihres Vaters heirathete. Der vorurtheilsvolle Alte verführte sich erst mit seinem Schwiegersohne, als ihm seine Tochter einen hoffnungsvollen Enkel schenkte, den der Großvater gleich zu seinem Erben ernannte. Daß die Korfarenfrau bald darauf starb, hatte wenig auf sich; bedeutlicher war der Tod ihres Kindes, der bald darauf erfolgte. Arnheim rieth dem tiefgebeugten Vater, den Tod so lange zu verheimlichen, bis sich ein Stellvertreter fände, welcher als Universalerbe unterschoben werden könnte. Arnheim verpflichtete sich, in kürzester Frist seinem Spießgesellen ein neues Kind zu verschaffen und kam zu diesem Zweck nach Venedig zu seiner Frau. Shylock's Sohn hat ungefähr das gleiche Alter, wie das verstorbene Kind, und Arnheim ist entschlossen, es zu rauben. Seine Frau widersetzt sich. Sie wird erschlagen. Signor Arnheim verschwindet ins Nebenzimmer und kommt bald wieder, den kleinen Shylock in den Armen, zurück. „Wie gut ich das zu tragen weiß! Ja, ich bin zum Familienvater geboren!“ Er und seine Spießgesellen fahren ab, als Shylock gerade nach Hause kommt. Melodramatische Darstellung des Vaterschmerzes, unterbrochen von den aufstretenden Ebrren, die Shylock im Namen des Gesetzes gefangen nehmen, und dem fallenden Insuperatzen-Vorhang. Ein kunstverständiger Nachbar sagt mir, daß dies nur der Prolog war. Ich athme auf. Ach, endlich werde ich Shakespeare sehen! Nun ist ja sein Stück für das Pariser Publikum sorgfältig genug vorbereitet und Shylock's Christenhaß viel



schärfer motivirt, als in dem englischen Original. Bei Shakespeare personificirt er das Gend und den Haß Israels; er ist die Incarnation der Schande und der Verzweiflung des Ghetto. Er haßt Alles, was „von den Christen ist,“ die ihn und seinen „heiligen Stamm“ verfolgen, wovon er selbst treffende Beispiele erzählt. Bei Meister Dugué sehen wir aber diese. Welcher Fortschritt! Das ist hier Alles so deutlich, so greifbar, so prägnant! Und welch' schlagende Exempel sind in diesem Vorspiel in Scene gesetzt! Der Pariser Shylock verliert an einem Tage alles Mögliche: seinen Sohn, seine Wagn, seine Geld, seine Freiheit und kriegt noch obendrein Prügel. Nicht Jahrtausende, wie bei Shakespeare, sondern ein einziger Tag, den wir vor uns sehen, haben hier Shylock's Haß geschaffen. Wie sehr ist dies prägnanter, dramatischer, packender, guter Shakespeare! Wie viel hättest Du von Deinem französischen Bearbeiter lernen können, wenn Du diesen „Juif de Venise“ erlebt hättest! Mit größter Gespanntheit gewärtige ich den Verlauf des Stücks.

Der erste Akt beginnt. Shakespeare ist über Bord geworfen; Ferdinand Dugué sitzt am Steuer. Wir sind in einem Lustgarten. Herren und Damen beenden eben eine glänzende Mahlzeit. „Le Décaméron dans l'orgie“, nennt der Verfasser dies. Es geht aber in diesem Dekameron nicht sehr lustig zu. Ein Nobile singt trotz seines Hüftelns ein Trinklied und wird dafür geadelt und ausgelacht, besonders von einer schönen Dame, die der Mittelpunkt dieses ungewungenen Kreises zu sein scheint. Es ist ohne Zweifel Porzia, die aber seit ihrer Uebersiedlung auf die französische Bühne um Beträchtliches herunter gekommen ist. Das „Fräulein, reich an Erbe und schön, und schöner als dies Wort, von hohen Tugenden“ hat mit ihrem Namen — Imperia nennt sie sich jetzt — auch ihre inneren Schönheiten gewechselt. Sie ist ein weiblicher Shylock geworden, eine Wucherin der Liebe, eine Courtisane. Ihr Bassanio hat sich in Honorius umgetauscht und besleißigt sich noch immer aller ritterlichen Tugenden, deren erste in der blinden Anhänglichkeit besteht, die er für seine angebetete Schöne hegt. Rettungslos zappelt er in den Netzen der venetianischen Venus. Seine alte Freundschaft zu Antonio — hier Andronic — ist noch immer von wohlbekannter Herzlichkeit, aber wir erfahren gleich aus dem ersten Liebesduo, daß der Freund mit der Geliebten seines Freundes nicht ganz einverstanden ist und sich deshalb weigert, an dem amüsanten Dekameron theilzunehmen. Andronic hat sich brieflich entschuldigen lassen, worüber Imperia wüthend ist. Der edle Honorius glaubt diese Freundschaft rechtfertigen zu müssen und erklärt der Courtisane die ganze Genesis des herzlichen Bundes. Andronic und Honorius sind mit einander bedeutungsvoll in Smyrna aufgewachsen, da ihre Väter sehr befreundet waren. Gleichzeitig wurden Beide Waisen. Trotz ihrer großen Charakterverschiedenheit fühlten sich die heranwachsenden Jünglinge mächtig zu einander hingezogen und von Tag zu Tag wurde der Freundschaftsbund zwischen dem ruhigen, besonnenen Andronic und dem heißblütigen, verschwenderischen Honorius inniger, namentlich dann, als Andronic einen gemessener Kaufbold, der den schwächeren Honorius gefordert, im Duell tödtete. Später übersiedelten die Freunde nach Venedig, wo Andronic, wie sein Uerbild Antonio, in Wäldern einer der reichsten Kaufleute der Lagunenstadt wurde und sich seines wucherfeindlichen Handels wegen bei den Juden verhaßt machte. Namentlich von Shylock, dem Honorius zweitausend Dukaten schuldet. Jenen führt ein Zufall just des Wegs daher. Ein munterer Nobile, in dem man unschwer Shakespeare's Graziano erkennt, mißt sich in Imperia's Tafelrunde, gefolgt von einem Schweif von Gläubigern, „von seinem Schneider bis zum Wucherer Shylock“. Er hat in einer tollen Laune alle diese Zuben bei sich zu Tische geladen, ihnen heimlich Schweinefleisch zu essen gegeben und führt nunmehr die gesammte Sippe nach der Mahlzeit zu Imperia mit dem Hintergedanken, sie mit seinen Freunden im Spiel auszuplündern. Der Vorschlag wird mit Freuden angenommen. Shylock und seine Collegen vom Zudenviertel treten auf; außer Shylock sind sie alle stark betrunken und lassen sich leicht auf diese Bauernfängerei ein. Nur Shylock bleibt Herr der Situation und läßt ganz einfach den Freund des verhassten Andronic arretiren, denn heute ist gerade der Verfalltag der geliehenen zweitausend Dukaten, die Honorius natürlich nicht bezahlen kann. Da erscheint der Retter in der Noth: Andronic. Er sieht sofort für

seinen Freund ein und bezahlt Shylock, der von jetzt an den Kaufmann nur umso weniger ausstehen kann. Die Robili aber beschließen, morgen gegen den unverschämten Juden beim Dogen Klage zu führen. Nach Shylock's höhnischem Ruf: „Auf morgen meine Herren, beim Dogen von Venedig!“ schließt der Akt. Meine Gedanken nehmen schnell eine andere Richtung; ich betrachte mit Interesse eine auf dem Inzeraten-Vorhang gemalte üppige Dame, welche ein amerikanisches Patent-Corset tragen soll. Bald entschwindet sie nach oben; das Stück nimmt seinen Fortgang.

Auch der Pariser Doge ist nach allem Ansehen ein sehr ehrenwerther Mann, der es mit dem Recht in Venedig ehrlich meint; leider befindet sich aber das Staatsschiff dormalen in einer ziemlich bedenklichen Lage: Die Flotte der Republik wurde zerstört und die Bandarmee bei Zara geschlagen. Um den erschöpften Fiskus aufzubessern, macht der Doge den Häuptern der Oligarchie den unmaßgeblichen Vorschlag, sie möchten den Inhalt ihrer Kassen und Schatullen auf den Altar des Vaterlandes niederlegen. Aber ein Robile nach dem andern gibt eine ausweichende Antwort, ja sogar Andronic, auf den der Doge am meisten gerechnet, ist außer Stande, für sein Aoptio-Vaterland etwas zu thun, denn soeben wurde ihm die Nachricht gebracht, daß seine zwei Galeonen bei Tripolis Schiffbruch erlitten, wie wir schon aus dem Shakespeare wissen. So bleibt also nur Shylock übrig, der auch bereits hereingekapbuddelt kommt. Der Doge verlangt von ihm und seinen Genossen eine Anleihe von hunderttausend „Silbermark“; dafür fordert aber der Jude nicht nur die Einkünfte von Constantinopel und Candia während zwei Jahren, sondern zudem noch die Privatjuwelen der Dogenfamilie. Der Doge und Andronic sind über diese Zumuthung empört, als Ginevra, die Tochter des Leiters der Republik, eintritt und auch schon ihren ganzen Schmuck zum Heil der Vaterstadt dem Juden ausliefert. Nicht genug; Shylock wünscht auch das kostbare Diamanten-Collier zu erhalten, das Ginevra stets am Halse trägt, seitdem es ihr die sterbende Mutter umhing. Ginevra händigt auch dieses theure Vermächtniß dem Juden ein, und während dieser sich lächelnd mit seiner Beute entfernt und der Doge und Andronic gegen den herzlosen Mann eifern, sinkt — die üppige Dame mit dem amerikanischen Patent-Corset langsam aus den Soffitten. Ich fange an, mich immer lebhafter für sie zu interessiren.

Im dritten Akt feiert Shylock den zwanzigsten Jahrestag der im Vorspiel dargestellten Schandthat damit, daß er unter seinen Glaubensgenossen die Juwelen des Staatsoberhauptes vertheilt und für sich die Diamantenspanne Ginevra's behält. Er wundert sich selbst, daß volle zwanzig Jahre vergehen konnten, ohne daß er für jenes Verbrechen an den Christen Rache nehmen konnte, wie es sich gebührte. Wohl hat er durch seinen Wucher hunderte von Familien ruiniert, einen Patricier nach dem andern ins Schuldgefängniß werfen lassen und steht im Begriff, die Republik Venedig in den Abgrund zu stoßen, — aber ein Virtuos des Hasses, wie er, findet dies Alles kleinlich und kaum der Rede werth. Noch schreit das Blut Sarah's um Rache, noch fordert der geraubte Knabe Gerechtigkeit, aber Shylock hat bisher seine Pflicht nicht erfüllt. Keinen Christen fand er bis heute, der des Opfers würdig gewesen wäre, den nicht schon das Laster halb getödtet hätte. Ihn verlangt es nach einem lebensfrischen, gesunden Fleisch und Herzblut, wie es etwa der schöne, brave Andronic besitzet, der sich eben bei ihm anmelden läßt. Hierig heftet der furchtbare Jude seinen blutdürstigen Blick auf den Eintretenden. Was will Andronic von Shylock? Ginevra's Halsband. Was ist der Preis? Sechszigtausend Zechinen, die Andronic nicht besitzet, denn sein „sämmtlich Gut ist auf der See.“ Shylock verlangt eine Schuldschreibung. Für den Fall, daß Andronic in einem Monat a dato nicht die ganze Summe baar bezahlen kann,

„Laßt und ein volles Pfund von Eurem Fleisch  
zur Buße sehn, das ich schneiden dürfe  
Aus welchem Theil von Eurem Leib“ ich will.“

Aber Monsieur Dugno überschyllockt den Shylock. Bei Shakespeare wird der „lustige Schein“ vorgeblich „zum Spaß“ ausgestellt, obgleich es dem schlauen Juden blutiger Ernst damit ist; der Pariser Shylock aber fürchtet nicht im mindesten, den Käufer zu hofiren: mit brutalem Ernst und haßfunkeleuden Augen dictirt er Andronic den Kauf-

contract in die Feder, und als der Jüngling sich einen Augenblick besinnt, droht der Jude, er werde das heißgeliebte Andenken der Dogentochter unentgeltlich mit der Bemerkung zurückerstatten, der edle Andronic habe keinen Blutstropfen für das Collier wagen wollen, welches mit dem Leben des edelsten Venezianers nicht allzu theuer erkauft sei. Andronic unterschreibt augenblicklich den Schein, denn — und darin besteht gerade einer der zahlreichen Vorzüge des Pariser Autors vor dem betrunkenen Riesen, wie Voltaire Shakspere nannte — der schwermüthige Kaufmann liebt Ginevra, des Dogen Tochterlein, denn er ist nicht so ein unklarer Melancholicus, der nicht weiß was er will, wie der Schuldner des Shylock vom Globustheater St-Englands. Ueberjelig verläßt Andronic das Haus des Juden, wo gleich nach ihm Honorius und Imperia eintreten. Die Courtisane will sich von ihrem Geliebten ein Diamanten-Collier schenken lassen. Shylock bedauert, sein schönstes Joeben verkauft zu haben. Wem? Andronic. Imperia will es haben, koste es was es will, selbst die Freundschaft. Honorius schwört, es ihr zu verschaffen. Der weise Shylock sieht mit Recht einen Bruch zwischen den beiden Freunden voraus. Mir kommt das ebenfalls sehr wahrscheinlich vor; auch die äppige Dame auf dem Vorhang scheint bedenklich auf ihr Corset niederzublicken. Wer weiß, ob der Bund von Andronic und Honorius eine solche Prüfung besteht, ob auch solch ein Patent-Corset der Freundschaft die beiden Jünglinge so sicher und warm, elegant und dauerhaft zusammenhält?! Der vierte Aufzug gibt Antwort.

Imperia fordert von Honorius als Zeichen seiner Liebe abermals jenes Halsband, das aber bereits nicht mehr in Andronic's Besitz ist, denn er hat es heimlicherweise durch eine bestochene Dienerin in Ginevra's Schmuckkästchen legen lassen. Honorius beschwört nach einer reichlichen Mahlzeit seinen Freund, ihm das Collier für Imperia zu überlassen. Auf Andronic's mehrfache Weigerung wird der von Imperia und seinen Freunden aufgeheulte Honorius zornig und zwingt endlich seinen Freund, ihm den Beweggrund für diese Weigerung mitzutheilen. „Biel lieber würde ich Ginevra's Halsband in den Händen des Juden, als an der Brust der Courtisane Imperia sehen,“ erklärt Andronic geradezu. Honorius fordert ihn. Imperia triumphirt. Die Nobiss lassen durch ihre Bedienten den Platz absperren. Es kommt zu dem für jedes Boulevardstück obligatorischen Duell, welches durch Sachverständige eingeleitet, vom Publikum mit athemlosen Interesse aufgenommen wird. Andronic entwaffnet seinen Freund und verschont sein Leben. Imperia ruft ihre Verehrer auf, sich sofort für sie zu schlagen. Alle entblößen ihre Schwerter gegen Andronic. Da rafft sich Honorius auf und stellt sich an Andronic's Seite mit lautem: „Wir sind unser zwei!“ was vom Publikum mit großem Jubel aufgenommen wird. Nach kurzem Gefecht säubern die beiden Freunde den Platz und sinken sich versöhnt in die Arme, fest entschlossen, Benedig gemeinschaftlich zu verlassen und in ihre kleinasiatische Vaterstadt zurückzukehren.

Eine rasche Verwandlung zeigt uns das jungfräuliche Gemach Ginevra's, die entzückt ist, in ihrer Schwatulle das Collier ihrer Mutter geheimnißvollerweise wiederzufinden. „Oh! ma mère!“ . . . Der herzu kommende Shylock verrieth dem Dogen und seiner Tochter, daß Andronic ihm das Halsband abgekauft habe. Ginevra erröthet, und ihr Vater erräth ihr Herzensgeheimniß. Shylock holt Andronic herbei. Er gesteht Alles ein. Der Dogen ist nicht abgeneigt, sofort „seine Kinder“ zu segnen, aber wunderbar genug! Ginevra verweigert ihre Hand und muntert Andronic zur Abreise auf. Da tritt Shylock mit der Nachricht auf, Joeben seien Andronic's Indienfahrer in den Hafen eingelaufen, aber sie seien leer wie seine hohle Hand, denn afrikanische Korsaren haben sie geplündert. Andronic ist zu Grunde gerichtet. Erst jetzt sinkt die feinsühligste Ginevra an sein Herz, denn sie, die Tochter des armen Dogen, der sein ganzes Vermögen Benedig geopfert, wollte nicht den reichen Andronic heirathen. Der Ruinirte ist ihr willkommen. Shylock lächelt überlegen ob dieser christlichen Empfindsamkeit, — und ich intonire vor Ungeduld halblaut Boieldieu's: „Komm, o Du holde Dame! . . .“ Sie kommt auch wirklich. Aber mein Nachbar ist wüthend und meint im Zwischenakt, wenn ich mich nicht unterhalte, so soll ich wenigstens nicht das Amüsement anderer Leute stören. Ich schwöre ihm, daß ich mich im Gegentheil höchlich unterhalte; er scheint es aber nicht recht zu glauben.

Der Pariser Shylock macht sich aus der buchstäblichen Erfüllung der Fleischverschreibung ein apartes Privatvergnügen. Nicht vor dem Dogen Benedigs, nicht in großer ritterlicher Versammlung erleichtert er seines Schuldners äußeres Ich um ein Pfund, sondern in seinem Hause erwartet er gemüthlich, daß sich Andronic stellen werde. Er täuscht sich nicht. Andronic tritt auf; Tusch im Orchester.

**Shylock.** Endlich! Endlich allein mit meinem Opfer und jeder Blutstropfen seiner Liebe gehört mir!

**Andronic.** Shylock!

**Shylock** (für sich). Finden wir wieder die Ruhe des Gläubigers und seien wir nicht mehr, als ein besonnener Kaufmann in seinem Laden! (laut.) Ach, Ihr seid's, junger Herr! Ihr kommt wegen eines gewissen Scheins, den Ihr vor einem Monat unterschrieben habt? . . .

**Andronic.** Die Strahe ist frei. Die Vogenschützen, die ich selbst hergeführt habe, umstellen das Haus. Du bist in Sicherheit vor Benedigs Volk, Shylock. Wir werden nicht gestört werden in unierer Unterhaltung.

**Shylock.** Unterhaltung? Ei, ich glaube, wir haben uns nicht mehr viel zu sagen.

**Andronic.** Ich schulde Dir sechsigtausend Zechinen.

**Shylock.** Das heißt, Ihr seid sie mir schuldig gewesen. Die Verfallzeit ist vorbei.

**Andronic.** Ich konnte nur die Hälfte auftreiben.

**Shylock.** Dreißigtausend Zechinen.

**Andronic.** Sie stehen Dir zur Verfügung.

**Shylock.** Sechzig habt Ihr euch zu zahlen verpflichtet, und sechzig muß ich haben!

**Andronic.** Ich habe sie nicht.

**Shylock.** Glücklicherweise sah ich dies Alles voraus und finde mich noch genügend gesichert. Ihr müßt mir es bezahlen . . . auf die andere Art.

**Andronic.** Rein, Du wirst diese gräßliche Schuld nicht fordern.

**Shylock.** Soll ich Euch den Schein noch einmal lesen?

**Andronic.** Höre mich an, Alter! Nicht theuer genug konnte ich das kostbare Halsband bezahlen und ich bereue nichts: ich bestreite keineswegs meine Verschreibung, und nichts auf der Welt vermöchte mich, sie zu verleugnen, denn ich habe sie nicht nur mit meiner Hand gezeichnet, sondern meine Ehre dafür verpfändet. Ich bin also zu Allem bereit; mein Herz ist der Furcht nicht zugänglich und, wie Du siehst, ich bin waffen- und wehrlos.

**Shylock.** Die Achtung Shylocks' belohnt Euch dafür.

**Andronic.** Bedenk, daß Du schon mit einem Fuß im Grabe siehst und bald vor dem ewigen Richter erscheinst.

**Shylock.** Der Schein besagt . . . (Das Orchester intonirt eine letzte Weise).

**Andronic.** Bis jetzt hatte mir das Glück niemals gelächelt. Ich kenne meine arme Mutter nicht und verlor als Kind meinen Vater; seither irrte ich auf der Welt herum, als ein trauriger Träumer mit bleicher Stirn und geängstigter Seele. Aber heute zum erstenmal leuchtete mir die Sonne und kam die Liebe und hange ich am Leben.

**Shylock.** Ich weiß es wohl; gerade darauf rechnete ich.

**Andronic.** Ginevra! Ginevra!

**Shylock.** Frisch, junger Mann, machen wir ein Ende! Die kostbare Zeit verstreicht. (Die Violinen tremuliren).

**Andronic.** Shylock rühren wollen, heißt dem stürmischen Ocean das Schweigen gebieten.

**Shylock.** Ganz wohl.

**Andronic.** So willst Du mich tödten?

**Shylock.** Ich will mich bezahlen durch meine Hände.

**Andronic.** Ginevra, vergehe dem Sterbenden, der Deiner Liebe würdig und seiner Ehre treu war. Auch Dir, mein Honorius, ein letzter Gedanke: kämpfe tapfer für Benedig und besiege seine Feinde!

**Shylock.** Wohlan!

**Andronic.** Ich bin bereit!

**Shylock.** All ihr Kräfte meines alten Körpers sammelt euch in meinem Aug' und in dieser Hand! Du, mein Sohn, empfang' dieses Opfer und freue Dich in Deinem Grab!

**Andronic.** Stoß zu!

**Shylock** (erhebt sein Messer). Hier! . . . (Tusch.)

**Honorius** (noch hinter der Scene). Shylock! Andronic! (Er läuft herein.) Halt, Shylock, halt! Ach, Gott sei gelobt, noch ist es Zeit!

**Andronic.** Honorius, so laun ich Dir noch einmal die Hand drücken vor'm Sterben!

**Honorius.** Du wirst nicht sterben!

**Shylock.** Fort, Verfluchter, fort! (Tremolo.)

**Honorius.** Das Messer weg!

**Shylock.** Rein.

**Honorius.** Wurf mit Abscheu das Messer fort!

**Shylock.** Zurück, junger Narr!

**Honorius.** Er ist . . .

**Shylock.** Ich stoße zu . . .

**Honorius** (sieht ihn beiseit). Er ist Dein Sohn! (Pantensschlag).

**Shylock** (fährt entsetzt zurück und läßt das Messer fallen). Mein Sohn! (Metabolisches Tremolo bis zum Stillstand).

**Honorius.** Hier ist der Beweis. (Gibt ihm ein Pergament). Der Piratenhauptmann, den ich besiegte, ist jener Anstheim, der vor zwanzig Jahren Deinen Sohn raubte. Er hat sterbend das Geständniß seines Verbrechens unterzeichnet.

**Shylock** (strebend). Ja, er ist's! (Er will sich gegen Andronic stürzen, aber Honorius hält ihn zurück).

**Honorius.** Ihn erkennen heißt ihn zu Grunde richten.

**Shylock.** Ihn zu Grunde richten! (Wohin hinter der Scene).

**Andronic.** Der Doge! Ginevra!

**Honorius.** Niemals würde Ginevra die Christin das Weib des Sohnes vom Juden Shylock!

**Shylock.** Ja, es ist wahr, niemals! (Tusch).

**Ginevra** (noch hinter der Scene). Andronic! wo ist er? (Sie tritt mit dem Dogen auf und wirft sich in Andronic's Arme).

**Ginevra.** Du lebst noch! Bist gerettet!

**Andronic** (zeigt auf Honorius). Gerettet durch ihn!

**Der Doge.** Shylock hat ihn verschont!

**Shylock.** Ja, der Haß ist rucklos und die Wege des Herrn sind wunderbar.

**Ginevra.** Was hat Dein Herz also verwandelt?

**Shylock.** Ein Wunder des Himmels.

**Der Doge.** Ein Wunder?

**Shylock.** Ja.

**Der Doge.** Was ist das für eine Schrift, woran sich Deine Blicke mit so viel Zärtlichkeit flammern?

**Shylock.** Der Beweis, daß mein Sohn lebt.

**Ginevra.** Dein Sohn?

**Shylock.** Und ich . . .

**Honorius** (steht zu Shylock). Nimm Dich in Acht!

**Shylock.** Ich gehe zu ihm.

**Der Doge.** Wo ist er?

**Shylock.** O weit . . . sehr weit von Benedig! Es ist mein Geheimniß! . . . (Zu sich.) Ja, ich muß fort, denn meine Seele würde ihn verrathen! Fort, fort! Wenn er da ist, bei mir, wenn ich ihm die Hand reichen könnte und ihm sagen: Ich liebe Dich! . . . Ja, ich habe so viel Kraft; ich erfülle diese Pflicht, es ist meine Sühne! und dann . . . ich werde nicht lange mehr zu leiden haben! (Taut). Lebt wohl, lebt wohl, Ihr Alle! Ich verlasse Benedig auf Nimmerwiederkehr. (Er nähert sich Andronic). Vergönnt mir eine Gnuß, laßt mich Eure Hand berühren . . . O diese Gnuß, ich erbitte sie auf den Knien!

**Ginevra** (erschrocken). Andronic!

**Shylock.** Fürchtet nichts, Signora, ich bin nicht mehr zu fürchten. (Zu Andronic). Wollt Ihr?

**Andronic** (reicht ihm die Hand). Hier ist sie.

**Shylock.** Und . . . Ihr vergeßt mir?

**Andronic.** Ja.

**Shylock** (bedeckt sie mit Küßen und Thränen). Oh!

**Andronic.** Sein Schmerz thut mir weh.

**Honorius** (beiseit). Wird er sich verrathen?

**Shylock.** Und nun lebt wohl für immer! Von allen meinen erwucherten Schätzen, nehme ich nur diesen Stab mit mir. (Zwei Seiten.) Das Flammenschwert vertreibt mich aus dem Paradiese. Erstickte Liebe, komm und zerfleische im Exil das Herz des alten Shylock! (Zu Andronic und Ginevra). Seid glücklich! seid gesegnet. . . .

Während die Instrumente im Orchester das Eingangs erwähnte harmonische Fagottspiel wiederholten und mit einem großartigen Schwung schlossen, fiel langsam der Vorhang und entzog dem aufbrechenden Publikum die vielbewunderte Duldergestalt des Juden von Benedig. Ich blieb in namenloser Verplextheit auf meinem Sitz. Für mich existierte kein Vorhang; er war vollkommen durchsichtig für mein intuitives Auge. Ich sah, wie sich der Doge des Hermelins entledigte, wie die holdselige Ginevra sich die Schminke wegwuschte wie Honorius mit Andronic ein Glas Absinth theilte und wie Shylock seinen falschen Bart losknüpfte. Zwei Herren traten aus der Coullisse, wovon der eine der Director und der andere der Dichter. Man umringte diesen und erdrückte ihn fast mit Umarmungen und Händeschütteln. „Sie sind größer, als Shakespeare!“ rief der Director, und sein ganzes Personal schrie: „Vive Shakespeare II!“ Das hagere Männchen mit der großen Gläse lächelte verbindlich. Aus den Geigenfäßen und Hornfütteraten im geräumten Orchester drang ein rauschender Tusch. Aber plötzlich, wie von

unsichtbaren Händen gedreht, fing die Donnermaschine fürchterlich zu rollen an, und ein greller Kolophonium-Blitz erhellte die Scene. Ausrufend trat die Thür im Hintergrund, und herein trat Shylock, der echte, wahre, englische Shylock, wie ihn Shakespeare geschaffen, wie er über die Binsen der „Hahnentenne“ des Blackfriars- und Globustheaters geschritten und Unterhanders, die Gründlinge im Parterre, mit Furcht und Mitleid überschauerte. Ein seltsames Feuer glühte in seinen tiefen Augenhöhlen, convulsivisch zuckte die Linde durch die grauen Strähne seines langen Bartes, während die Rechte sich auf einen Stab stützte. Elend, Wildheit und Haß athmete die unheimliche Gestalt, die sich langsam gegen die Rampe bewegte. Und er begann zu sprechen, nicht mit lautem, wohlklingendem, salbungreichen, auf Beifall zielendem Pathos, sondern mit herbem jüdischen Accent gurgelte er jedes Wort hervor, daß es rau, gellend, heißer klang, wie der Schofar der Rabbiner, wenn er die Ungläubigen excommunicirt. Er war ganz Haß, ganz Verzweiflung, ganz Stolz, ganz Rache, ganz heiliger Zorn. „Ich bin ein Jude. Hat nicht ein Jude Hände, Gliedmaßen, Werkzeuge, Sinne, Neigungen, Leidenschaften? . . . Sind wir Euch in allen Dingen ähnlich, so wollen wir's Euch auch darin gleich thun. Wenn ein Jude einen Christen beleidigt, was ist seine Demuth? Rache. Wenn ein Christ einen Juden beleidigt, was muß seine Gebuld sein nach christlichem Vorbild? Nur Rache. Die Bosheit, die Ihr mich lehrt, die will ich ausüben, und es muß schlimmer hergehn, oder ich will es meinen Meistern zuvorthun!“ Wie ein Dämon der Rache, welcher Gerechtigkeit und Wahrheit predigt, die Vorurtheile verdammt und das Menschenthum eines ganzen Volks offenbart, steht Shylock, nein Shakespeare selbst vor mir da und erinnerte an jenen Propheten, der Israel fluchen sollte und vom Geist ergriffen sein Anathema in Segnung wandelte. „Soll ich nicht sprechen, was der Herr mir in den Mund gelegt?“ . . .

Riesengroß, mit ausgestreckten Armen stand Shylock im Rampenfeuer. Ich war in tiefster Seele ergriffen. Der Director fraute sich verlegen hinter den Ohren; seine Histrionen brachten einen spärlichen Applaus über ihre mißgünstigen Seelen . . . Es klang wie Spott. Das hagere Männchen begann mit hämischerm Lächeln Kritik zu üben: „Ganz nett, ganz hübsch, Einzelnes sogar reizend, — das ist jedoch Alles für den französischen Geschmack zu naiv, zu unlogisch, zu maßlos, zu unharmonisch, zu unbeholfen gemacht . . .“ Und was weiß ich, was für Ausdrücke er noch gebrauchte. Am Ende ergriff er eine ellenlange Scheere und hieb damit dem echten Shylock die Beine und Arme zur Hälfte ab, ruckte ihm den uncivilisirten Bart und schnitt ihm — was mich am meisten befremdete — die Stirne weg und nahm das Gehirn heraus. Dann setzte er ihm eine Perrücke auf den Kopf und gab ihm seine neue Rolle in die Hand. „Dies sollst Du lernen und declamiren,“ sagte dann der Pariser Dichter zu ihm, „dann bist Du der wahre Kultur-Shylock und wirst den Franzosen gefallen! Nimm nur das Maul recht voll, stelle Dich günstig und imponirend, spiel auf den Effect und für den Rest laß nur Costumier, Decorateur, Orchester und Claque sorgen!“ Und mit einem letzten Schnitt schlichte er ihm mit der Scheere den Mund bis an die Ohren auf, „damit er besser sprechen könne.“

Ich fand das bedenklich und erhob meine Stimme zum Protest. Da warf mir Herr Dugué einen vernichtenden Blick zu und drohte mit der Scheere. Schon glaubte ich zu fühlen, wie er über den Souffleurkasten hinweg nach mir zwickte. Kalter Todesschweiß trat mir auf die Stirne. Ein graues Bahrtuch fiel in diesem Augenblick auf mich und bedeckte mich ganz. Ich schob es krampfhaft hinweg, schrie und blickte ab.

Die Logenschließerin, die eben die Säge mit den Staubtächern bedeckte, sah mich lachend ins Gesicht: „La pièce est fini! Etes-vous son, Monsieur?“ . . .

Beschämt eilte ich von dannen.

## Kritische Rundblicke.

Gedichte. Von Agnes Kayser-Langenhannß. (Dritte verbesserte und durch neue Gedichte ergänzte Auflage.) Dresden.

Eine dritte Auflage ist bei lyrischen Gedichten selten und beweist, daß der Ton, den ihr Verfasser angeschlagen hat, nicht ohne Wiederhall im Herzen vieler geblieben ist. Die Dichterin, deren gesammelte Poesien wir heute den Lesern der „Neuen Monatshefte“ ans Herz legen möchten, zeigt ihren musischen Versuch schon durch die unermüdlige Strebenlust, mit der sie nach möglichster Formvollendung gerungen hat. So manches Gedicht, das uns schon in der ersten Auflage dieser Sammlung lieb geworden ist, erscheint in dem vorliegenden Band noch gefälliger und herzzugewinnender, weil die Verfasserin hier eine Härte abgeschliffen, dort ein paar Worte umgestellt, hier einen bezeichnenden Ausdruck durch einen noch bezeichnenderen ersetzt, dort den Tonfall durch eine leise feinfühligere Aenderung noch melodischer gestaltet hat. Diese liebevolle Pflege und Weiterbildung ihrer poetischen Schöpfung war der Dichterin aber nur möglich, weil sie, fern von aller schmeichlerischen Selbstgefälligkeit, stets die Ausstellungen kritischer Freunde beherzigt hat und sich niemals zu weise dünkte, um nicht noch Etwas zulerne zu können. Ein Zeugniß dafür gibt sie selbst in zwei sehr bemerkenswerthen Gedichten der Sammlung. Das erste, an Friedrich Bodenstedt gerichtet (S. 97.) enthält das charakteristische Geständniß:

O wüßtest du, wie mich dein Lachel ehrt,  
Der Andern Lob in Lachel mir verkehrt,  
Wein Selbst enthält, beglückend mich besetzt —  
Du lächelst mir den Kußbrod ihm vernehet . . .  
Brod macht dein Lob, und wenn du es gewüßtest,  
Ein geist'ges Manns, hat es mich gewüßtest.  
Doch froher machst es, wenn du treffend lachelst,  
Zum Kampf mich rufest und zum Dichter absetzt.

In gleichem Geiste ist das zweite, von uns erwähnte Gedicht gehalten, das im Ton an

Küster's „Lehrweisheit des Bramahnen“ erinnert und worin es heißt:

Wenn je dich Lachel trifft aus eines Freundes Mund,  
Da wird zugleich dir Lob und hohe Ehre kund.  
Denn sagt es dir der Freund, wie er dein Wesen schaut,  
Erkennt', daß göttig er an deinem Innern baut,  
Und weil er weislich dich hält, zur Schönheit aufzuweigen,  
Soll, was dich Ziel beschränkt, das freie Wort dir zeigen.  
Des Schmeichler Lob, es gleicht des falschen Schmuckes  
Edein,

Doch Freundes Lachelwort den ächten Edelstein.  
Sein Lacheln pflege treu, gleich einem guten Keim,  
Draus einst die Blume sprich mit süßen Honigseim!

Das sind goldene Mahnworte für jene nervenschwachen Empfindlichen, die immer mit Zuckerwerk gefüttert sein wollen und stets geneigt sind, die Fehler, die sie selbst begehen, dem Kritiker nicht zu verzeihen, der sie nachweist . . .

Die Gedichte von Agnes Kayser-Langenhannß zeichnen sich nicht durch sonderliche Originalität der Grundanschauung aus, aber es haftet allem ein ganz eigener Zug von individueller Liebenswürdigkeit an. Die Dichterin blickt mit frohen hellen Augen in die Welt hinaus und mag mit den gewohnheitsmäßigen Weltverächtern nichts gemein haben. Das Schmerzgefühl der „Pessimisten“ um jeden Preis ist ihr verdächtig — in den gut stillirten, sprachlich saubergetroffenen Klage-Gedichten der Sänger vermißt sie den tiefen centnerschweren Ernst einer wirklich empfundenen Trauer — und darum ruft sie einmal diesen Pessimisten zu:

Um großes Weh mag der Jammer sich ranten  
Um Weh, das die Menschheit mächtig ergreift,  
Vertieft durch enige wahre Gedanken —  
Doch nicht um Leid, das nur lächelnd schmeißt!

Das verleitet aber die Dichterin nicht zu optimistischem Selbstbetrug oder zu dem eiteln Wagniß, uns mit schönfärbischem Pinself die Welt als die beste aller möglichen Welten in artigen Zugbildern hinzuzzeichnen, denen keine Realität entspricht. Es fehlt der Dichterin vielmehr nicht an Scharfsicht, um das Masenspiel des Lebens

zu durchschauen — und schon das einzige, folgende Gedicht gibt dafür einen klaren Beweis:

Der Blick ins Herz.

„Klingt todtstich' ich: nur für kurze Weile  
Wäch' ich der liebe Feuertott sein.  
Dann sagt' ich mit begier'ger Eile  
Ins Herzchen, ein Herzlein.“

Ein jeder Versuch müßte schwinden  
Und wär' er noch so fein gewebt,  
Den ganzen Reichtum aufzufinden,  
Der schüpfestich' das Herz belebt.

Und wie's geschah, ich kann's nicht sagen:  
Was ich ersuchte, ward erfüllt;  
Vor den erhaunten Weiden lagen  
Des Herzens Tiefen mir enthüllt.

Doch was ich sah, — müßt ihr's bebauern,  
Verschnitten bleibt's; nur sel' vertaut:  
„Herrn hiß' ich mit den höchsten Mauern  
Die mir eifren Herzen zugestaut!“

Hier offenbart sich auch schon die schalkhafte Art der Dichterin in herzigen Ankündigen. Und so zeigt sie denn in vielen ähnlichen Gedichten, daß ihr der „Blick ins Herz“ nicht die Laune verborgen hat und daß sie allezeit frohgemuth und ohne Fagen durchs Leben geschritten ist, mag auch einmal ihr Weg über Dornen und Kesseln geführt haben. Sie sagte sich stets, daß der Weise schon durch seine Bosheit genug bestraft ist. Sehr treffend bemerkt sie z. B. einmal über den „Weid“:

Den zweigeschälften Schwerte gleicht der Weid,  
Der ohne Scherbe auch des Griff's entbehrt:  
Er bringt dem, der's jadet, geß'nes Leid  
Als Dornen, dem es tödtlich zugeleht.

Man sieht, daß es der Verfasserin auch an sehr glücklichen epigrammatischen Einfällen nicht fehlt. Aber am glücklichsten ist sie auf einem Gebiet, das leider seit Rückert wenig Pflege gefunden hat: Es ist die Poesie der Kinderstube. Rudolph Wönnenstein, auch Julius Sturm hat auf dem Feld manches Häßliche ans Licht gestellt. Mit Freunden fanden wir nun auch in der vorliegenden Sammlung einige Stücke dieser Art, die sich in der That sehen lassen dürfen. Die Verfasserin scheint sich am Beispiel Anderen's herangebildet zu haben, dem sie auch in dem Gedicht: „Anderen lebt!“ ein sehr gefälliges poetisches Standbild errichtet. In ihren Kindergedichten verflücht Agnes Kayser-Langenhaun's über eine Einsicht des Ausdrucks, eine ungekünstelte Naivität und Gemüthsrische, die ihre Begabung für diese Specialität außer allem Zweifel stellen. Man lese z. B. das folgende Gedicht:

Warum das Christ'ich in den Winter geh.  
„Neh' Wänterlein, o sag' mir an,  
Warum der gute Weihnachtsmann

Im Winter kommt, wo's friert und schneit.  
Und nicht zur warmen Sommerzeit?  
Du meinst, er zöge weit daher,  
Sein Bündel wäre groß und schwer  
Von all' den schönen bunten Sachen,  
Die ar'gen Kindern Freude machen,  
Ich glaub', er postet mehr noch ein  
Bei besserm Weg im Saunenchein.“

„...So soll' die Händchen, hör' mir zu,  
Doch, Todenküßchen, halte Ruh',  
Denn wird dem Weihnachtsmann erzählt,  
Das heilige Christ'ich immer schilt,  
Dem Himmel schiere's die Wäntchen feet,  
Bald laucht es h'er, bald laucht es dort,  
Wo Kinder Wäntche recht entfallen,  
Werd' ihm die Nacht sie zu erfüllen,  
Es theilt die Gaben liebend aus,  
Nacht Kaprecht bringt sie nur in's Funk.“

Im Sommer, wo die Welt voll Frucht,  
Die Tage lang und kurz die Nacht,  
Wo Alles grünet, Alles blüht,  
Die Sonne Gold in Hüße spritzt,  
Auf schatt'gem Zweig der Vogel singt  
Daß überall sein Lied erklingt,  
Wer hielt im Zimmer dich gefangen?  
Das Christ'ich selbst wär's nicht erlangen.  
Sich's auch die Gaben lothend auf,  
Sich, wär's du fort im schnellen Lauf.  
Und weil du alle Zeit verstreut,  
Wenn Sommerlust den Sinn erfreut,  
Trägt in die Wänter Winterzeit,  
Des Christ'ich Lust und Seligkeit,  
Es sätet ein ungeschont Glied  
In unreife kalte Welt gerüht,  
D'rum liebes Kind, bewahr' es im Herzen,  
Vertrau' ihm ganz in Freud' und Schmerzen,  
Und wenn du einst ger' traurig bist,  
Dann denk, es hilft der heilige Christ'ich.“

Wir wünschten, daß die Dichterin das Feld noch eifriger anbauet. Vielleicht bieten ihr diese Zeilen eine Anregung dazu. D. W.

### Miscellen.

Dem heimgegangenen Anastasius Grün hat Grillparzer einst in dem folgenden stachligen Epigramme weh gethan:

Wißt seinen Werth du schiltbern,  
Bezeichnen sein Gedicht:

Er weiß ganz wohl zu bilde rn,  
Alein zu bilde n nicht.

Diesem Stachelvers steht ein schwingvolles Auenkennungsgedicht gegenüber, das Grillparzer 1834 an Grün gerichtet und das erst vor kurzem veröffentlicht worden ist. Es schließt mit der schönen Strophe:

Brüden, die nicht abgetragen,  
Haben Stamm und Glück entzweit.  
Und vielmehr laß Brüden schlagen  
In die best're Einzelgeit.



Gustav von Moser hat den Roman: „Der ungeschliffene Diamant“ von Miss Braddon dramatisirt.

\*

„Franz Staren“ ist der Titel eines neuen Romans, den August Becker soeben vollendet hat.

\*

Die in unserem Blatte zuerst gebrachte Nachricht, daß in Paris eine „Gesellschaft für christliche Theaterkunst“ entstanden sei, welche zwei Preise für ein ultramontanes Lustspiel und ein ditto Drama ausgeschrieben habe, erfreute sich eines großen Nachfolges und wurde in der Mehrzahl der deutschen Zeitungen nachgedruckt. Man schreibt uns nunmehr aus Paris, daß zwar zur Stunde das Resultat jenes Preisaus-

schreibens noch unbekannt sei, daß aber die Direktoren des Jesuitenseminars in Montauban in Erwartung zukünftiger christlicher Meisterwerke vorläufig das unsern Lesern durch Gottlieb Ritter's Besprechung bekannte Drama „Die Tochter Roland's“ einer Ultramontanisirung unterworfen und anlässlich der Examina durch ihre Jünger aufführen lassen. Die RR. PP. haben getreu den §§ jenes Ausschreibens alle Frauenrollen aus dem Bornier'schen Drama gestrichen, so daß es den Titel: „Der Sohn Ganelon's“ annehmen mußte. Im letzten Akt handelt es sich auch gar nicht um Gerard's Heirath mit Bertha, sondern um dessen Verzeihung von Roland's — Schwert. Man erklärt ihn dessen würdig, aber er verweigert aus Hartnäckigkeit die Annahme des Degens und geht am Ende davon, indem er sein eigenes Schwert zieht, das zur Vertilgung der Heiden gerade gut genug sei.

 Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die Redaction der „Neuen Monatshefte“ sind an Herrn Dr. Oscar Stumthal, Berlin S. W., 32 Halle'sches Ufer zu richten. Verlag von Ernst Julius Grieben in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.  
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Grieben in Leipzig.  
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Vervielfältigungsrecht vorbehalten.

Herausgegeben von **Julius Rodenberg, BERLIN.**

Literarische Rundschau.

Wissenschaftl. Essays aus allen Gebieten des menschl. Wissens.

Erscheint in monatlichen Heften von 100 Seiten mit 10 Bildern.

Preis pro Quartal 6 Mark.

Verlag von **Gebrüder Paetel, BERLIN.**

Politische Rundschau.

Berliner und Wiener Monats-Chronik über ästhetisches Leben, Theater und Musik.

**Organ für die gesammten deutschen Kultur-Bestrebungen**

**Novellen und Romane.**

Abonnements werden jeder Zeit entgegengenommen.

# Deutsche Rundschau.

5) **Zweiter Jahrgang. — Auflage 10,000 Exemplare.**

Inhalt des soeben ausgegebenen zwölften Heftes:

- |   |   |
|---|---|
| I. <b>Marie von Olfers</b> , Die Vernunftethik. Novelle.  | VII. <b>Eriedrich Kreyssig</b> , Die Ideale unserer Zeit.   |
| II. <b>Friedrich von Hellwald</b> , Der Stand der jüngsten Ausgrabungen in Rom.   | VIII. <b>J. von Hartmann</b> , Zur Geschichte der modernen Kriegführung.                              |
| III. <b>L. Urlichs</b> , Der Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller.  | IX. <b>Wilhelm Scherer</b> , Orthographische Nachwehen.   |
| IV. <b>Adolf Lasson</b> , Eduard von Hartmann und seine neuesten Schriften.   | X. ****, Zeller's Petrarssage in französischer Uebersetzung.  |
| V. <b>Heinrich von Brandt</b> , Die Märkte des Jahres 1848 in Posen. Aus seinen bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten. IV (Schluss). | XI. <b>Paul de Lagarde</b> , Abel's koptische Untersuchungen.   |
| VI. <b>Alfred Woltmann</b> , Die deutsche Kunst- und Kunstindustrie-Ausstellung in München.   | XII. <b>R. Schleiden</b> , Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten von Amerika. I. |
|   | XIII. Literarische Neuigkeiten.   |

Im Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig erschien:

## Allerhand Ungezogenheiten.

von  
**Oscar Blumenthal.**

Vierte Auflage.

16 Bogen in elegantem Buntbroschurumschlag. Preis 3 Mark, elegant geb. 4 Mark 50 Pfennige.

Unter der Devise:

Järrst, Freunde, nicht, wenn Spötter Euch verlassen! —  
Erwähet sicherst ihren Spott und riß:  
Der Spötter Wiß kann Nicht verächtlich machen,  
Was selber nicht verächtlich ist! —

hat der Verfasser in dem obigen übermäßigen Maßlein, daß er „seinen lieben Gegnern feindschaftlich“ zueignet, seine besten polemischen und satirischen Aufsätze, Aphorismen und Epigramme, gesammelt. In der Abtheilung „Bunte Dentzettel“ gibt er einen literarischen Kienzettel an, der allseitig Ansehen erregen dürfte.

Zur  
**„Berliner Tageblatt“**  
 erscheint täglich bei Morgen, mit  
 Ausnahme Sonntag, und ist durch die  
 großen **Jerusalemstraße 48**, sowie  
 durch die Zeitungshandlungen und  
 Buchhandlungen des Reiches zu beziehen.  
 Preisliste: **Jerusalemstraße 48**.



Der Abonnement-Preis  
 beträgt inclusive der Postgebühren:  
 Der „All“ und „Sonntagsblatt“  
 monatlich 3 Mark 25 Pf. incl. Steuer.  
 Inland, monatlich 3 Mark 25 Pf.;  
 Ausland, monatlich 3 Mark 50 Pf. incl. Steuer.  
 Inverate  
 pro Vierteljahr 40 Pf.

# Berliner Tageblatt.

Die große Auflage, welche das „Berliner Tageblatt“ in je rühmlicher Weise wie kein zweites Blatt in  
 Deutschland erzielt hat, sprechen am deutlichsten für die Wichtigkeit des Inhalts. Dasselbe ist nunmehr

## Deutschlands gelesenste und verbreitetste Zeitung.

Je größer der Leserkreis einer Zeitung, umso mehr ist dieselbe verpflichtet, und umso mehr ist der Leser, den  
 weitgehenden Ansprüchen des Publikums zu genügen. Diesen Standpunkt hat das „Berliner Tageblatt“  
 durch die außerordentliche Wichtigkeit seines Inhalts, bei leicht überfülltem Umfang, fest gesetzt.

### Das illustrierte humoristisch-satirische Wochenblatt:

**Illustriertes Wochenblatt** für **Humor und Satire.**

Wird **am** **und** **man** **den** **Blatt** **erscheint.**  
 Täglich mit viel **ist** **gemacht.**  
 Donnerstag mit **er** **erschaffen.**  
**Wo** **man** **auf** **den** **Wochentag** **abonnieren** **kann.**  
 Welt - Buchhandlungen - Zeitungs-Vertriebsstellen  
 Die **erhalten** **haben** **per** **gang** **bestellen** **von** **den** **Blättern.**  
**Familien** **erhalten** **haben** **den** **Wochentag.**  
 Scherzberg, bei **ist** **erschaffen.**  
 Scherzberg, bei **ist** **erschaffen.**

**Preis** **des** **Blattes.**  
 Jede **Nummer** **besteht** **aus** **112** - **es** **ist** **nicht** **mehr** **als** **ein** **Cent** **und** **ein** **halbes** **Loth.**  
**Entre nous.**  
 Man **erhalten** **haben** **den** **„Tageblatt“**  
 zeigt **den** **Wochentag**, **den** **Wochentag**  
**Einzel** **erhalten** **haben** **den** **Wochentag**  
 die **erhalten** **haben** **den** **Wochentag** **den** **Wochentag**  
 Es **ist** **nicht** **mehr** **als** **ein** **Cent** **und** **ein** **halbes** **Loth.**

hat durch seinen reichen „unpolitischen“ Humor, durch die deutsche Schätzfähigkeit seines Witzes und durch die  
 meisterhaften Illustrationen von H. Scherzberg eine große Popularität und Beliebtheit sich zu erwerben gewagt.

### Die feuilletonistische Beilage:

**Berliner** **Sonntagsblatt**  
**Gratis** **Beiblatt**

herausgegeben von Dr. Oscar Wismenhal, enthält Novellen, interessante Artikel aus allen Gebieten, Reise- und  
 Kulturbilder, Biographien, Humoresken, Mitteilungen aus Handwerkszirkeln und Gewerbe, Wägen etc.  
 Im täglichen Feuilleton des „Berliner Tageblatt“ erscheinen Original-Romane und Novellen berühmter  
 Schriftsteller. Uebersetzt wird hienun die interessanteste Seite des Auslandes die größte Sorgfalt gewidmet und nur  
 der gebigendste und wertvollste Stoff ausgewählt.

Abonnements auf das „Berliner Tageblatt“ nebst der Feuilleton-Beilage, „Sonntagsblatt“ und dem  
 humoristisch-satirischen Wochenblatt „All“ nehmen alle Postämter pro Quartal entgegen, zum Preise von

**nur 3 Mark 25 Pfge. — 1 1/4 Thlr.**  
 für alle drei Blätter zusammen.

Mit der raschen Zunahme des Leserkreises hat der Umfang des Inseratenhefts gleichen Schritt gehalten  
 und bietet desshalb ein reiches Bild des sich in öffentlichen Angelegenheiten abspielenden Verkehrs und Verkehrs-Verkehrs.  
 Der Inseratenpreis von 40 Pfge. pro Zeile (Arbeitsmarkt 30 Pfge.) ist im Verhältnis zu der großen Ver-  
 breitung von

## 38,000 Exemplaren

wie solche keine zweite deutsche Zeitung besitzt, ein sehr billiger zu nennen.

Die Expedition des „Berliner Tageblatt“  
 48. Jerusalemstraße 48.

Bei **Crnst Julius Gntther** in **Leipzig** erschieen soeben und ist in allen Buchhandlungen vorrtthig:

# Die Schweine.

Ein Gedicht  
von **Hans Herrig**.

1 Band in eleganter Ausstattung. Preis 2 Mark.

Die Schweine sind ein humoristisches Gedicht, in welchem sich die ganze moderne Weltanschauung spiegelt. Der Dichter fhrt uns zuerst auf ein vom Sturm gepacktes Aulschiff und zeigt uns an einem drastischen Beispiel den Kampf ums Dasein als Gesetz des Lebens. Nur zwei Schweine werden von dem untergehenden Fahrzeug gerettet und an ein einsam im Meere liegendes paradiesisches Eiland verschlagen. Hier gedeihen sie und mehren sich: in kleinem Rahmen entwickelt sich ein Bild der Gesehichte, wie es die neueste Wissenschaft der Menschheit prophzeit. Die Krfte der Natur werden aufgebraucht und der Lob tritt an Stelle des Lebens.

Aus dieser pessimistischen Stimmung befreit uns der Dichter jedoch zum Schlu, indem er uns die weltberwindende Macht des idealen Gedankens an einem Raune zeigt, der ebend ist wie kein Ahrer, denn Lehten eines untergegangenen Volkes.

Das Gedicht, reich an Gedanken, an glnzenden Naturschlderungen und satyrischen Excursen wird den Leser ebenso sehr unterhalten, wie in jeder Beziehung anregen.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen:

## Die Geschichte des Dramas aller Völker und Zeiten

von  
**J. L. Klein.**

Erste Abtheilung: Das **griechische** und **römische** Drama. 2 Bände. M. 21.—

Zweite Abtheilung: Das **aussereuropäische** Drama und die lateinischen Schauspiele  
n. Chr. bis Ende des X. Jahrhunderts. M. 12.—

Dritte Abtheilung: Das **italienische** Drama. 5 Bände. M. 62.40.

Vierte Abtheilung: Das **spanische** Drama. 5 Bände. M. 65.80.

Fünfte Abtheilung: Das **englische** Drama. Band I. M. 15.—

Band II des englischen Dramas befindet sich im Druck, Band III wird vorbereitet.

## Dramatische Werke

von  
**J. L. Klein.**

7 Bände. Geheftet à M. 3.—

Inhalt:

Marin von Medici. — Luines. — Zenobia. — Die Herzogin. — Strafford. — Cavalier und Arbeiter. — Maria. — Alceste. — König Albrecht. — Ein Schützling. — Moreto. — Heliodora. — Voltaire. — Richelieu.

LEIPZIG, Mitte September 1876.

**T. O. Weigel.**

Im Verlag von **Crnst Julius Gntther** in **Leipzig** erschieen:

## Gedichte.

Von **Joseph Freiherrn von Eichendorff.**

Neunte Auflage.

Miniaturn-Ausgabe. Elegant gebunden in Goldschnitt. Preis 6 Mark.

Erst erschienen:

# Leidvoll und Freudvoll.

Gedichte

von Clara Held-Marbach.

79)

Elegant gebunden M. 2.50., gebunden M. 3.—.

Breslau.

Joseph Max & Comp.

Im Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

## Beethoven's Leben.

Von

LUDWIG NOHL.

3 starke Bände. Preis 30 Mark; eleg. in 4 Ganzleinwandbde. geb. 34 M.

Dieses auf der breitesten Basis angelegte Werk, die Frucht eines mehr als fünfzehnjährigen Schaffens, kann mit vollem Recht die erste wirkliche Biographie Beethovens genannt werden.

Der Herr Verfasser hat keine Mühe und Opfer gescheut, um — oft aus den weitesten Fernen — das erforderliche Material herbeizuschaffen. Quellenmässig und erschöpfend zugleich steht hier ein wirkliches mit begeisterter Hingebung und Liebe gezeichnetes Bild Beethoven's vor uns, neu durch die Fülle bisher ungekannter Thatsachen, wahr und getreu durch die überzeugende Darstellung des inneren Zusammenhanges zwischen den äusseren Lebensumständen und dem Schaffen des grossen Meisters.

Das Werk kann auch nach und nach in 30 Lieferungen à 1 Mark bezogen werden.

In meinem Verlage erschien:

Ueber

## Die Nachahmung der Natur in der Kunst.

Aesthetische Studie

von

Dr. phil. Edm. Veckenstedt.

Preis Mark 0.50 Pfennige.

Cottbus.

H. Differt.

Im Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig erschien:

## Für alle Wagen- und Menschen-Klassen.

Blaudereien von Station zu Station.

von  
Oscar Glumenthal.

3 Bändchen von 7—8 Bogen in illustriertem Buntdruckumschlag.

Preis pro Band Mark 1.—.

Ueber dies Buch sind Witb und Laune verschwenderisch ausgegossen. „Die Montagszeitung“ nennt es „einen bunten Baderker durch die weite Republik des Witzes“, und fügt hinzu „die drei Klassen des lustigen Trains sind mit Humor und Geist bis auf den letzten Platz gefüllt.“

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätbig:

# Cromwell.

Tragödie in fünf Aufzügen

von  
**E. Wertheimer.**

11 Bogen in splendidester Ausstattung. Preis 2 Mark.

Die Geschichte hat wenige Charaktere aufzuweisen, die unsere Aufmerksamkeit so zu fesseln vermögen, als Cromwell, der berühmte Protektor Englands. Der Verfasser stellt seinen Helden dar als einen theils durch Ehrgeiz, theils durch die Macht küsserer Umstände zum Despoten gewordenen Republikaner. Die reiche, wechselvolle Handlung zeichnet sich durch energischen Gang aus; die Sprache ist durchaus den verschiedenen Charakteren und Leidenschaften angemessen. Ohne Phrase, ohne conventionelle Rhetorik ist der Dialog einzig und allein auf echt dramatische Wirkung angelegt. Als besonderer Vorzug dieses Werkes sei noch hervorgehoben, die glänzende Rolle Cromwell's, wie die seiner Tochter Elsbeth, zwei Aufgaben, geeignet das Talent befähigter Schauspieler nach allen Seiten hin zu zeigen.

## Einband-Decken

zu dem ersten bis dritten Bande der

**Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik,**

eleg. in Engl. Leinwand mit stilvollen Arabesken in Gold- und Schwarzdruck, reich verziert, sind zum Preise von 1 Mark 50 Pfg. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien:

## Blätter im Winde.

Von  
**Johannes Scherr.**

Ein Band 29 Bogen. Preis broschürt 5 Mark, elegant gebunden 7 Mark.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätbig:

## Aus dem Leben.

Skizzen  
von  
**Ada Christen.**

1 Band in eleganter Ausstattung.

Im halt: Käthe's Heberhut. — Wie Gretel lügen lernte. — Raquel. —  
Im Armenhause. — Irriichter. — Zu spät.

Preis 3 Mark.

Ada Christen, die als lyrische Dichterin so rasch zu einem hervorragenden Ruf gelangt ist, übergiebt hier der Leserschaft einen Band von kurzen Erzählungen, die von so eigenartiger Natur sind, daß sich nur Theodor Storm's beste Novellen damit vergleichen lassen. Mit wenigen Strichen ein festes anschauliches Bild hinzustellen, in sparsamen aber stimmungsfatten Worten eine guterfundene Begebenheit eindrucksvoll zu erzählen und jedes einzelne von diesen kleinen Bildern mit einer intensiven Gemüthswärme zu beleben — darin ist Ada Christen Meisterin, und diese Eigenschaften sind es, die ihrem energischen und liebenswürdigen Naturell die vollste Theilnahme der Leserschaft zuführen müssen.



Scipio,  
Zud von Gijde & Driest.